

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Hans Lokies

# Johannes Goßner

Ein Bekenner und Diener Jesu Christi



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

---

---

# Johannes Goßner

(1773 — 1858)

Goßner, das Kind fromm - katholischer Bauersleute, erlebt als junger katholischer Priester eine klare Bekehrung zu Christus. Trotzdem bleibt er — auch als tapferer und treuer Zeuge Jesu Christi — bis in sein hohes Mannesalter in der katholischen Kirche. Er war stets ein Gegner jedes Konfessionalismus. In Berlin entstanden die beiden Werke, die seinem Glaubens- und Liebeseifer ihren Ursprung verdanken: das Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus und vor allem die Goßnersche Missionsgesellschaft, die in über 100 Jahren fast 300 Missionare buchstäblich „in alle Welt“ hinausgesandt hat. Der Schwerpunkt der Arbeit hat sich allerdings immer mehr nach Indien verlagert, wo heute eine junge selbstständige indische Missionskirche im Werden ist. Dieses Lebensbild will uns Werk und Botschaft eines Mannes näherbringen, dem es immer auf die innere Erneuerung des Menschenherzens und des Gemeindelebens ankam. Gegen nichts hat Goßner mehr gekämpft als gegen alles äußere Kirchentum. Darum hat dieser Mann allen etwas zu sagen, die heute um das Werden einer neuen Kirche Jesu Christi in unserm Volk und unter den Völkern der Welt ringen. Das Wort vom „Christus in uns und für uns“ kennzeichnet den Inhalt der Botschaft Goßners am treffendsten. Was er als Prediger, Seelsorger und christlicher Schriftsteller in die Tiefe und in die Breite gewirkt hat, bringt noch heute seine Früchte.

---

---

Band 101/102 der Sammlung  
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

# Johannes Goßner

Ein Bekenner und Diener Jesu Christi

Von  
Hans Lokies

2., durchgesehene Auflage  
(6. – 10. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

## INHALTSVERZEICHNIS

Der junge Goßner . . . . .	5
Gang durch das Jahrhundert . . . . .	14
Der Prediger des Evangeliums . . . . .	32
Der Seelsorger . . . . .	44
Der Schriftsteller . . . . .	55
Goßners Anteil an der Inneren und Äußeren Mission .	63
1. Das Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus .	67
2. Die Goßner-Mission . . . . .	70
Persönliches . . . . .	86
Geschichte der Goßner-Mission . . . . .	93

Copyright 1956 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

## Der junge Goßner

Der junge Goßner: damit meinen wir im Leben Goßners nur die Zeitspanne bis zu den entscheidenden Erlebnissen in seinem 25. und 26. Lebensjahr. Über die äußeren Daten dieses Lebensabschnitts berichten wir nur ganz kurz, um uns vor allem der inneren Entwicklung des jungen Goßner zuzuwenden. Geboren ist Goßner als Kind fromm-katholischer Bauersleute in *Hausen* bei *Waldstätten* im bayrischen Schwaben 1773, in dem Jahr, in dem der Jesuitenorden aufgehoben und auch aus Deutschland ausgewiesen wurde. Als Tauftag steht der 14. Dezember fest; er gilt zugleich als Geburtstag. Bis zum 12. Lebensjahre besuchte Goßner die Dorfschule in *Waldstätten*, bis zum 19. das Gymnasium in *Augsburg* und bezog dann die Universitäten in *Dillingen* und *Ingolstadt*. Am 9. Oktober 1796 wurde er zum Priester geweiht. Nach einem vierteljährigen Aufenthalt im geistlichen Seminar zu *Pfaffenhausen*, in dem der junge Priester für seine seelsorgerliche Tätigkeit vorbereitet wurde, ging er als Kaplan zunächst nach *Stoffenried* und vom September 1797 bis zum 21. November 1798 nach *Neuburg*. Hier in *Neuburg* fiel die Entscheidung.

Für den inneren Werdegang Goßners in dieser Zeit haben wir eine unmittelbare Quelle in seinen am 22. Dezember 1794 begonnenen Tagebuchaufzeichnungen, die im Jahre 1807 abbrechen. Das Tagebuch, oft mit großen Unterbrechungen geführt, ist von ihm selbst als ein „Geschichtsbuch seines Herzens“ gedacht. Es enthält nur Herzensergüsse, das Geschichtliche und Tatsächliche fehlt fast ganz; aber für die *große Wende in Goßners Leben*, um die es uns hier geht, ist gerade die ganz innerliche Fassung jener Blätter von unschätzbarem Wert.

Wir werden durch sie in ungemein lebendiger Weise in die Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts versetzt.

Der Zeitgeist und eine zeitgemäße *Weltanschauung* haben wie ein Sandsturm das ganze Geistesleben Deutschlands zugedeckt. Die klügelnde Vernunft regiert. Man will nichts glauben und gelten lassen, was nicht *vernünftig* und *natürlich* ist. Auch im Religiösen geht es nicht mehr um Wirklichkeiten, sondern nur noch um Begriffe. *Gott* ist nicht mehr der *wirkliche*, uns in Jesus Christus und in der Heilsgeschichte geoffenbarte und lebendige Gott, er wird zur *Gottesidee* verflüchtigt. „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“: diese allgemein menschlichen Vorstellungen und Forderungen bilden den Inhalt dieser *natürlichen* Vernunftreligion. Seltsam nur, daß man sich dabei immer noch für einen guten Christen hält, obwohl das Wort vom Kreuz, von Sünde und Erlösung von fast keiner Kanzel mehr verkündigt wird, und zwar weder von einer römischen noch von einer lutherischen oder reformierten. Es kann vorkommen, daß ein Prediger jener Zeit die Auferstehung Jesu Christi für ein Erwachen vom Scheintode und das Wunder von Kana für den gelungenen Spaß eines vergnügten Hochzeitsgastes erklärt. Die Heilungswunder Jesu werden auf magnetische Kräfte zurückgeführt. Man kann sich in Plattheiten nicht genug tun. Die alten *Kirchenlieder* mit ihren kraftvollen Texten werden *umgedichtet*, von allem „Anstößigen“ befreit oder vielfach auch gänzlich entfernt, wie z. B. der gewaltige Choral: „O Ewigkeit, du Donnerwort“. An seine Stelle tritt das wasserklare und leicht dahinplätschernde, aber ganz aus dem Zeitgeist fließende neue „geistliche“ Lied: „Ich sterb' im Tode nicht, mich überzeugen Gründe.“

So ist denn das biblische und bekennnismäßige Christentum von der Weltanschauung jenes Jahrhunderts völlig verschlungen? Nein! Hier und dort gibt es noch bekennende Gemeinden, kleine Kreise, die sogenannten „*Stillen im Lande*“, die „Pietisten“, die, von den Jüngern der Vernunft als „Dunkelmänner“

gebrandmarkt, zähen Widerstand leisten. Und doch regt sich schon nicht nur unter diesen Frommen, sondern auch in der geistig führenden Schicht des deutschen Volkes, seinen Dichtern und Denkern, ein neues Leben. Die Eisdecke, die sich über das ganze geistige Leben Deutschlands gelegt hat, ist im Schmelzen, wird dünner und dünner. Stellenweise ist sie schon durchbrochen. Überall steigen aus der Tiefe des Geistes siedendheiße Quellen auf. Es ist die Zeit des „Sturm und Drang“, es ist die Zeit des klassischen Schaffens eines Goethe, eines Schiller. Das Zeitalter der Vernunft hat alle geschichtlich gewachsenen Grenzen überdeckt, auch die konfessionellen, und so kommt auch der römisch-katholische Student mit der Geistesarbeit frommer evangelischer Schriftsteller, z. B. eines Matthias Claudius (1740—1815), Jung-Stilling (1740—1817) und Gerhard Tersteegen (1697—1769) in Berührung. Vor allem ist es *ein* Mann, der, wie auf das ganze junge Geschlecht seiner Zeit, z. B. auf Goethe, so auch auf Goßner den tiefsten Eindruck gemacht hat: der Schweizer Johann Kaspar *Lavater* (1741—1801). Noch als Greis, zwei Jahre vor seinem Tode, bekennt Goßner von Lavater: „Er war mir der Auserwählteste — so hat kein Mensch auf mich eingewirkt wie Lavater. Ich war so verbunden im Geiste mit ihm, daß nach seinem Tode ich ihn immer noch wie lebendig nahe hatte und gleichsam mit ihm lebte, und er mit mir.“ Auch zu Goßners Tagebuchaufzeichnungen mag Lavater die Anregung gegeben haben, dessen „Geheimes Tagebuch, von einem Beobachter seiner selbst geschrieben“ einen ganzen Literaturzweig hervorgetrieben hatte, an dem, ob beeinflusst oder unbeeinflusst, Goethes „Leiden des jungen Werther“ nur die betäubendste Blüte war. Das Tagebuch Goßners unterscheidet sich in Form und Inhalt in nichts von dieser Art empfindsamer Schriftstellerei seiner Zeit.

Ein Wort ist es, das damals hoch im Kurse stand



und auch bei dem jungen Goßner immer wiederkehrt: „Genießen“, gemeint im geistigen Sinne. Es kommt uns heute schwer auf die Lippen und in die Feder. Damals aber genoß man alles: sich selbst, die anderen, die Natur, Gott, Christus. Man genoß selbst traurige, ernste und heilige Augenblicke bis zur Neige.

Das zweite Wort, das in den Aufzeichnungen eine große Rolle spielt, ist das Wort „Freundschaft“. Lebte Goßner doch in jener Zeit, die der Freundschaft nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Natur in kunstvoll gepflegten Parkanlagen und Gärten, zwischen gestutztem Taxus und mit Buchsbaum eingefassten Rabatten und Bosquetten Tempel erbaute. Die meisten Mitstudenten Goßners waren robuste Bauernsöhne, deren lärmendes Wesen, deren „fade“, „salbungslose“ Gespräche, die „entweder die Ehre eines Dritten oder Zoten und Unflat“ zum Gegenstand hatten, Goßner mied. Er sah sich nach „geräuschlosen Denkern“, „Freunden der Tugend und Religion“ um und fand sie in wenigen, denen er sich dann scheu und mißtrauisch näherte. Hatte er aber Vertrauen gefaßt, dann freilich nahm auch seine Freundschaft jene empfindsamen Formen an, die wir aus jener Zeit kennen.

Das dritte Wort, das sich durch alle Selbstbekenntnisse des jungen Goßner hindurchzieht, ist: „Tugend“. Es ist recht eigentlich *das* Wort jener Zeit. Darin eben sieht Goßner den Zweck seiner Aufzeichnungen, sich ständig daraufhin zu prüfen, ob er Fortschritte in der „Moralität“ gemacht habe. Und der Endzweck? „Mein Endzweck soll dieser sein, daß ich es in Übung und Tugend, in Erkenntnis der Wahrheit und dem Streben nach Weisheit und Glückseligkeit immer weiter bringe, am Ende besser, weiser und seliger werde.“ In den Tagebuchblättern finden wir immer wieder eingestreut kurze Abschnitte, in denen sich Goßner selbst Moralunterricht erteilt, wie z. B. über die „Menschen-

beurteilung“, die „Eigenliebe“, die „Hauptbeschäftigung, um im Guten weiterzukommen“, über „die Vorsicht anderen gegenüber“, über „das Verurteilen und Richten anderer“ usw. Am Silvestertage 1795 gibt er sich selbst Rechenschaft darüber, ob er „mehr Sinn für das Gute und Wahre, mehr Liebe zur Tugend, weniger Neigung zum Bösen“ gelernt habe, und gesteht sich zu, daß er, wenn ihn nicht seine Eigenliebe zu sehr betrüge, in allem etwas zugenommen habe. Dennoch erkennt er zum Schluß, daß sein Bildnis nur ein „Schattenriß“ sei gegen das „Original“, das er „abzukopieren“ habe: *Jesus*. Auch Kant hat Goßner in seinen Studienjahren gelesen; doch erfahren wir nicht, welchen Einfluß der Königsberger Philosoph auf ihn ausgeübt hat.

Das vierte und letzte Wort endlich, das sich uns bei dem Versuch aufdrängt, in Kürze den Inhalt der Goßnerschen Jugendbekenntnisse zu umreißen, ist das Wort „*Religion*“, verstanden im Sinne der *natürlichen*, der Vernunftreligion. *Gott* ist für Goßner damals „*das Beste*“, wengleich er in ihm als frommer Katholik immer auch den Vater Jesu Christi sieht. Goßner nimmt in seinen Tagebuchblättern ausdrücklich für die Vernunftreligion Partei. Das geht am deutlichsten aus einem Gespräch zwischen ihm und seinem Freunde *Rieger* hervor, der unter Hinweis auf Lavater betont, daß der Mensch der „Einwirkung höherer Kräfte und Hülfe“ *bedürfe*, um Gutes wirken zu können. Goßner erklärt darauf: „Ich fühle aber kein Bedürfnis danach. bin mit der Vernunftreligion zufrieden.“

Diese Ruhe und Zufriedenheit jedoch ist eine Täuschung, vielleicht eine bewußte Täuschung; denn in Wirklichkeit sieht es bei Goßner ganz anders aus. „Sonderbar“, so vertraut er sich seinem Tagebuch an, „war meine Denkungsart; sie änderte sich oft alle Woche, ja manchmal an einem Tage. Ich kam oft in ein Labyrinth von Zweifeln hinein, daß ich mich nicht

mehr herauswinden konnte und, um der Plage los zu werden, alles verwarf und gar nichts mehr glaubte, aber dadurch war ich auch nicht mehr lange ruhig, oft nur unruhiger geworden; ich dachte also wieder nach, nahm wieder an, was mir wahr schien, verwarf, was ich für falsch hielt; dabei entschied manchmal meine Vernunft, manchmal ließ ich dem Evangelium die Ehre des Richteramts, und das weiß ich wohl noch, daß auch die Leidenschaft ihr Votum dazu gab und versteckt mich zu vielen ungerechten Aussprüchen bestimmte. Es war ein immerwährendes Aufbauen und Wiedereinreißen, selten wohnte ich lange unter einem Dach, und so geschah es dann, daß ich auch selten mit mir zufrieden war.“

Schuld an dieser Zerrissenheit war wohl auch seine widerspruchsvolle, „disharmonisierende“ Lektüre, schuld wohl auch sein Umgang mit „disharmonisierenden“ Freunden; aber die eigentliche Ursache scheint uns doch tiefer zu liegen. Äußerlich verlief sein Bildungsgang glänzend; sowohl sein Vorexamen wie auch die Schlußprüfung bestand er mit Auszeichnung. Auch die erste Rede, die er mit zitternden Knien vortrug, fand vollen Beifall, während die beiden einzigen Predigten, die er während seiner Studienzeit hielt, ihn unbefriedigt ließen. Sie enthielten nichts Eigenes. Was ihn damals umtrieb — wir glauben nicht falsch zu sehen — steckte tiefer, als er es selbst damals wissen konnte. Es war — wenn wir es so ausdrücken dürfen — sein Sinn, sein Instinkt für das wirklich Lebendige und Edle. Ein Wünschelrutengänger des Lebens, suchte er durch alle toten Gesteinsschichten des Wissens, der Tugendlehre und der Vernunftreligion nach der Ader eines aus *letzten* Tiefen quellenden Lebens.

Der junge Goßner erkennt die Wertlosigkeit einer toten Wissenschaft; bitter spottet er über die Art seiner Lehrer wie über sein eigenes Schulwissen: „Ich tat mir viel zugute auf mein Vielwissen, weil ich gute

Atteste, viel Lob und Zufriedenheit vom Professor und allenthalben von den Mitschülern großen Ruhm und Beifall als ein guter Theologe durch mein fleißiges Lesen, unermüdetes Studieren, geschwätzig und meistens hergeplauderte Examina einerntete. Ich blieb aber nicht lange in diesem Wahn, sah bald das Krüppelhafte meines Systems, nachdem ich und andere auch nur ein bißchen daran rüttelten, und da ich immerfort daran rüttelte, fiel es endlich ganz zu Boden . . .“ Als er als ganz junger Kaplan in Stoffenried den blutarmen, blinden Häusler Tiberi besucht und in seiner kindlichen Fröhlichkeit kennenlernt, weiß er, daß ihm dieser geistlich Arme mehr zu sagen hat als seine studierten Freunde.

Auch das Pochen auf die soviel gepriesene Tugend und Moral ist nichts als Selbstbetrug — das erkennt er mit sicherem Blick. Und als er dann wiederum in Stoffenried die vertrauensvolle, ehrliche Beichte eines zu Fall gekommenen Bauernmädchens abhört, das seine Sünde tief bereut, da ruft er wie befreit aus: „O, mit solchen Sündern kann man nicht zu gut, zu freundlich, zu liebeich sein, sie sind mir lieber als hundert andere, die gerecht scheinen — so ordentliche Christen sie auch sind.“ —

Die Wünschelrute des Wünschelgängers fängt in seinen Händen zu zittern und zu beben an, bis sie eines Tages mit der heftigsten Bewegung ausschlägt. Die Goldader des Lebens ist gefunden. Noch am 14. September 1797 kann er, immer noch in Stoffenried, verzweifelt klagen und beten: „Ich hab’ jetzt alle Schulen durchlaufen, hab’ vierzehn Jahre viele Lehrer gehabt und bei ihnen immer gelernt, mein Geld, meine Kräfte und Zeit verzehret und alles darauf gewendet, was ich darauf wenden konnte, und es ist mir doch nicht geholfen, ich hab’ alles umsonst ausgegeben, alles umsonst verwendet. Meine Lehrer haben mich viel gelehrt, *aber das eine Notwendige hat mich keiner ge-*

*lehrt.* Jetzt wende ich mich zu dir, Herr Jesus Christus, sei du jetzt mein einziger Lehrer, erbarme dich meiner, zerstöre die Werke der menschlichen Gelehrsamkeit und Weisheit, et emitte spiritum tuum, docentem omnem veritatem, ut fides mea non sit in sapientia hominum, sed in virtute dei (gieße aus deinen Geist, damit er mich in alle Wahrheit leite, daß mein Glaube stehe nicht in der Weisheit der Menschen, sondern in der Kraft Gottes)! Jesus, Sohn Davids, sei mein Lehrer und nimm mich als deinen Schüler an! Amen.“

In diese Zeit fällt Goßners Übersiedlung nach Neuburg. Wie jener Blinde auf dem Wege nach Jericho, Bartimäus mit Namen, Jesus nachrief: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich mein!“ — so hatte Goßner nach Hilfe und Erbarmen gerufen. Schon die beiden nächsten Monate brachten die Erhörung seines Gebets. Gleich die nächste Tagebuchnotiz vom 11. November 1797 berichtet von dem Besuch zweier junger Priester, Langermayr und Sommer, mit denen Goßner in ein tieferes Gespräch geriet. Einmal sagte Goßner: „Man ist halt so untreu.“ Da antwortete Sommer: „Ja, der Herr muß treu sein, der Herr selbst!“ Das ging Goßner nicht mehr aus dem Sinn, auch als die Freunde ihn wieder verlassen hatten: „Der Herr muß treu sein, nicht wir!“ Zum ersten Male erkennt sich Goßner als einen, *an dem gehandelt wird*, und Christus als den Herrn, *der an ihm handelt*. Diese Wendung des frommen, selbstgerechten Menschen in die Haltung des nur empfangenden — ganz ähnlich wie bei Paulus und Luther: hier in diesem Gespräch ging sie ihm zum erstenmal als eine Wirklichkeit auf: eine theologische Diskussion, die einmal wirklich fruchtbar war und eine Lebensumkehr zur Folge hatte. Die beiden jungen Männer, die zu ihm sprachen, redeten auch nicht aus Diskussionssucht zu ihm. Hinter ihren Worten stand die Wirklichkeit des Glaubens; hatten sie doch Anteil an jener Erweckungsbewegung, die damals durch die

ganze katholische Kirche Südbayerns ging und durch die Namen Martin Boos und Bischof Sailer in der Kirchengeschichte bekannt geworden ist. Martin Boos war an dem Sterbebett einer schlicht katholischen Bauernfrau zum biblischen Glauben gekommen. Auf seinen Zuspruch, sie werde doch recht ruhig und selig sterben können, weil sie so fromm und heilig gelebt habe, verwies sie als Gemeindegeld den Gemeindepfarrer auf Christus, ihren Heiland, als ihre einzige Hoffnung. Selbst zum Glauben gelangt, wurde dann Boos trotz der Anfeindung der Kirchenbehörden und der Exjesuiten ein treuer Zeuge seines Heilands durch Wort und Schrift. Durch Sommer erhielt auch Goßner Briefe von Boos zugesandt. Diese Briefe und jenes denkwürdige Gespräch sind es gewesen, die dem blinden Bartimäus die Augen für das Heil in Christus öffneten.

Im Oktober 1797 schreibt Sommer an Langermayr: „Daß ich die Briefe von Boos so lange behielt, werdet Ihr mir gern verzeihen, wenn ich Euch sage, daß sie an einem gewissen Bartimäus, dem ich sie gab, Wunder taten, indem ihm der Herr durch sie die Augen öffnete. Er kannte die Kraft des Christentums nicht, hielt sich bloß an die Moral; aber mit dem Gekreuzigten wußte er noch nichts zu machen, und überhaupt war ihm der Glaube noch ein ziemlich fremdes Land. Jetzt liegt er dem Gekreuzigten immer zu Füßen, und sein einziges Werk ist, an die Brust schlagen und weinen über das innere Verderben des Adam, glauben an den Heiland und im Glauben kindlich nehmen. Ich muß mich jetzt schämen, neben ihm zu stehen, weil ich in ihm einen Engel sehe. Er hält so fest an dem Herrn, daß er auch in Kerker und Tod für ihn zu gehen bereit ist. Das ist das Wunder, das geschah durch die Briefe von Boos. — Denkt, was im Himmel für Freude ist über das Wiedergefundene, Verlorene, so werdet Ihr Euch mitfreuen.“

Bartimäus? Das war der Deckname für Johannes Evangelista Goßner, unter dem er die von der Staatspolizei bespitzelte Post erhielt. Er, Goßner, war sehend geworden.

## Gang durch das Jahrhundert

Seltsam, wie wenig Hinweise auf *geschichtliche* Vorgänge wir in Goßners Tagebuchblättern, Briefen und Schriften finden, obwohl die Jahrhundertwende und das neue Jahrhundert unter der Auswirkung weltgeschichtlicher Umwälzungen stehen. Im Jahre 1789 öffnet sich der Vulkan der Französischen Revolution; sein brennender Krater speit Tod und Verderben, aber auch neue, zündende Ideen aus, deren Funken über den ganzen Erdteil sprühen. Die heiße Lava dieser sozialpolitischen, wirtschaftlichen und geistigen Revolution wälzt sich drohend bis an die deutschen Landesgrenzen. Aus Angst vor dem unheimlich neuen Geist, der alle alten Ordnungen zu zersetzen droht, schließen sich die Fürsten Europas zu einem politisch-militärischen Schutz- und Trutzbündnis zusammen, das später in der „Heiligen Allianz“ noch seine religiöse Weihe erhält. Zunächst vergeblich! Mitten in den Wirren der Revolution gelingt es einem der größten Abenteurer der Weltgeschichte, Napoleon Bonaparte, die aufgewühlten Volksmassen mit der eisernen Faust des Diktators zusammenzufassen. Durch ihn wird Frankreich zu der „grande nation“, der „Großen Nation“, deren Volksheere alle Hauptstädte Europas stürmen. Nur das abseitsliegende England bleibt unbesiegt und behauptet die Herrschaft über die Weltmeere. Aber das alte, schlaffe Staatengefüge des Festlandes, das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“, Österreich und Preußen an der Spitze, bricht zusammen, ausgehöhlt durch die selbstsüchtige Hauspolitik der deut-

schen Fürstengeschlechter und überrannt von der dämonischen Wucht eines sich an kein Völkerrecht bindenden Herrenmenschentums.

Goßners engere Heimat, *Bayern*, ist schon früh, seit 1801, in die französische Politik hineingezogen. Der Kurfürst von Bayern, Max Josef, empfängt aus Napoleons Händen die Königskrone und bleibt fortan, ein deutscher Fürst auf deutschem Boden, der französischen Politik dienstbar. Sein Minister, der Halbfranzose Montgelas, ein eifriger Vertreter der französischen Aufklärung, führt die modernsten, von Frankreich abgeschauten Reformen durch, deren Tragweite nur der versteht, der die dumpfe Altgläubigkeit des damaligen stockkatholischen Bayern vor Augen hat. Um 1800 lebten in München nur drei Protestanten, die amtlich als Katholiken geführt wurden und zum Abendmahl nach Augsburg reisten. Das bayrische Volk meinte allen Ernstes, ein Evangelischer sehe ganz anders aus als andere ehrliche Christenmenschen. Noch während der Napoleonischen Feldzüge ließ ein altbayrisches Bataillon das Bild des heiligen Petrus Spießruten laufen, weil der Heilige das erbetene gute Marschwetter versagt hatte, und noch zu Beginn des Jahrhunderts verweigerte der Münchener Magistrat die Niederlassung eines protestantischen Geschäftsmannes in der Stadt, während dem Hofprediger der evangelischen — man höre und schaudere — evangelischen (!) Königin kein Münchener Bürger eine Wohnung zu vermieten wagte, aus Furcht, der Blitz könnte ins Haus einschlagen.

Und in diesem Lande wird durch die aufgeklärte Regierung die *Gleichberechtigung der Konfessionen* verkündet, werden Klöster geschlossen, werden Hunderte von Kirchen ausgeräumt und ihr alter Schmuck unter den Hammer gebracht, wird das Schulwesen der Aufsicht der Kirche entzogen und der des Staates unterworfen. Den katholischen Priester Goßner können diese radikalen Maßnahmen des Staates nicht unbe-



rührt gelassen haben; aber er äußert sich zu diesen politischen Vorgängen *als solchen* nicht ein einziges Mal. Und doch steht der äußere Verlauf seines ur-eigenen, persönlichen Lebens bis ans Ende in engster Fühlung und Reibung mit den Haupt- und Staatsaktionen des Jahrhunderts, mit seinen kultur- und kirchenpolitischen Vorgängen.

Im November 1798 kommt Goßner als Kaplan zu dem ehrwürdigen Pfarrer *Feneberg* nach *Seeg* im Allgäu, der mit seinen Kaplänen (einer von ihnen ist Bayr) ebenso wie Goßner zu dem Kreise der Erweckten um *Boos* und *Sailer* gehört. Diese Bewegung ist der Jesuitenpartei ein Dorn im Auge, und schon sind *Feneberg* und seine Kapläne Verfolgungen ausgesetzt. Im April 1801 verläßt Goßner das friedliche *Seeg*, wo er im trauten Kreise von Gleichgesinnten die alten Kirchenväter, z. B. *Augustin*, gelesen und ihre Übereinstimmung mit der neugewonnenen Glaubenserkenntnis festgestellt hat. Er wird Domkaplan in *Augsburg* bis 1803. Damals war *Augsburg* Freie Reichsstadt und selbständiges Bistum, der Hauptsitz der zwar vertriebenen, aber im geheimen doch sehr rührigen und einflußreichen *Jesuiten*. Auf ihr Betreiben wird Goßner am 13. März 1802 vor das geistliche Gericht geladen. Die Verhandlungen finden in demselben Gebäude statt, in dem im Jahre 1530 die evangelischen Reichsstände ihren Glauben bekannten. Bei der *Augustana*-Feier im Jahre 1830 weist Goßner, jetzt Prediger an der Böhmischo-Lutherischen Gemeinde in Berlin, in der Festpredigt selbst auf dieses Zusammentreffen hin:

„Was meine Gemeinde an diesem feierlichen Tage besonders erbaute, war, daß ich mit Wahrheit sagen konnte, daß ich vor 28 Jahren in *Augsburg* an demselben Orte, in demselben Gebäude, wo vor 300 Jahren die evangelischen Fürsten vor Kaiser und Reich dieses herrliche Glaubensbekenntnis ablegten und vorlesen ließen, selbst um dieses evangelischen Glaubens

willen als der Ketzerei verdächtigt inquiriert und verfolgt wurde, und daß es mir also besonders wichtig und erfreulich sei, heute dieses Fest hier in der Residenzstadt Berlin und in seiner evangelischen Kirche mitfeiern und meine Gemeinde zur Feststellung des evangelischen Glaubens ermutigen zu können.“

Man hat Goßners Briefwechsel beschlagnahmt und legt ihm nun mit zermürender Taktik 95 Fragen vor, durch deren Beantwortung der Angeklagte der Ketzerei überführt werden soll. Es handelt sich vor allem um briefliche Äußerungen Goßners über die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden allein und den Glaubenssatz, der bei den Erweckten eine besondere Rolle spielte: „*Christus in uns*“. Goßner gibt in gutem Glauben zu Protokoll, „daß er alle Zeit die christlich-katholische Lehre habe lehren wollen, und was er immer geschrieben und wie er sich ausgedrückt, sei sein Herz immer mit der Kirche übereinstimmend gewesen. Er unterwerfe sich auch in allem der Erklärung der Kirche und wolle nichts widersprechen, was die Kirche zu glauben uns vorhalte.“ Goßner und seine Freunde waren in der Tat der ehrlichen Überzeugung, stets im Geiste der katholischen Kirche gelehrt und gehandelt zu haben; sie wußten nicht, wie weit sie sich schon von Rom entfernt hatten. Am 21. Juni 1802 wird das Verfahren abgeschlossen. Der Angeklagte soll sich bereit erklären, eine Anzahl irriger Sätze zu widerrufen. Völlig erschöpft willigt er ein; das Schlußurteil lautet auf mehrere Wochen Priestergefängnis zu *Göggingen*.

Während der ganzen Augsburgener Zeit lag auf Goßners Geist und Gemüt ein quälender Druck. Seine „Hochzeitstage“, wie er jene Zeit zu nennen pflegte, in der er zum ersten Male die Gemeinschaft mit dem erhöhten Christus als eine lebendige Wirklichkeit erfuhr, lebten wohl noch in seinem Bewußtsein fort; sie hatten aber in dem trüben Dunst der Bischofsstadt ihre Leuchtkraft verloren. Erst als er nach seiner Entlas-

sung aus der Haft eine Reise ins Österreichische unternimmt, um vor allem den geliebten und inzwischen aus Bayern ausgewiesenen *Martin Boos* aufzusuchen, fällt es von ihm ab wie Bergeslast. Ihm, dem „stillen, ruhigen, sich immer gleichen, männlichen“ Boos beichtet er dann seine ganze Herzensnot und kann berichten: „Boos war sehr betrübt über meine Erzählung de re nota (über die bekannte Sache) — wieder erfreut über die *Buße* — will nur von Herzensgrund, daß alles gebessert sei.“

Nach Augsburg zurückgekehrt, bewirbt sich Goßner um eine Pfarrstelle — umsonst! Seine Versuche scheitern immer wieder, wahrscheinlich infolge des Verdachts, den seine vorgesetzten Stellen immer noch gegen ihn hegen. Da fällt auf Grund des Reichsdeputationshauptschlusses im Jahre 1803 das Bistum Augsburg an Bayern, und sofort nimmt sich der liberale bayrische Staatsminister gerade aller derer in bevorzugter Weise an, die seinen Todfeinden, den Jesuiten, unerwünscht erscheinen. Goßner erhält unverzüglich nach seiner eigenen Aussage die beste Pfarrstelle Bayerns: *Dirlewang* (von 1803 bis 1811). Hier knüpft der junge *katbolische* Geistliche auch zum ersten Male Beziehungen zu den Glaubensgenossen im *evangelischen* Lager an, im besonderen zu den Mitarbeitern der evangelischen *Christentumsgesellschaft* in Basel. Als der Sekretär dieser Gesellschaft, Christoph Friedrich *Spittler*, sich im Jahre 1811 in Württemberg zum Heeresdienst zu melden hat — Napoleon rüstet bereits zum großen russischen Feldzug —, nimmt und erhält Goßner einen Urlaub von vier Monaten, siedelt nach *Basel* über und vertritt seinen geistesverwandten evangelischen Freund. Nachdem es Spittler durch vielfache Bemühungen gelungen ist, von der Zwangsrekrutierung freizukommen, kehrt Goßner nach Bayern zurück und übernimmt die Tätigkeit eines Benefiziaten an der „Zu-unserer-Lieben-Frauen-Pfarrkirche“ in *München* (1811—1819). Solange

der herrische, vielvermögende Staatsmann seine Hand über den geistes- und wortgewaltigen Prediger hält, hat das Evangelium in der erzkatholischen Königsstadt freien Lauf; doch nicht lange, dann macht sich der wiedererstarrende Einfluß Roms auch dort fühlbar, dann erhebt sich das von Napoleon bald mißhandelte und bald begünstigte Papsttum aus seiner Ohnmacht und Erniedrigung. So verachtet und kraftlos erschien damals der Stuhl Petri in den Augen der Welt, daß man allen Ernstes die Frage erörterte, ob wohl nach dem Tode des derzeitigen Papstes noch ein neuer gewählt werden würde. Im Laufe des Jahrhunderts aber wuchs sich die handgroße Wolke des romhörigen Katholizismus (Ultramontanismus) am Himmel der deutschen Politik so überraschend gewaltig und bedrohlich aus, daß der Schatten des Vatikans bald ganz Deutschland und selbst das protestantische Preußen verdunkelte. Der erste Blitzstrahl trifft den Minister, der als Illuminat (Volksaufklärer) der Kirche verhaßt war, Montgelas. Seinem plötzlichen Sturze folgt Goßners Sturz bald nach. Merkwürdig, wie die Regierungsgewalt in der Hand eines freigeistigen und glaubenslosen Mannes noch einmal dazu dienen mußte, dem in der Gegenreformation wieder an Rom zurückgefallenen deutschen Süden das Evangelium anzubieten.

*In Bayern darf Goßner nicht mehr bleiben.* Für immer schließt ihm die Heimat ihre Tore zu. So geht er nach *Preußen*. Durch den Wiener Kongreß 1815 ist das katholische Rheinland preußische Provinz geworden. und der preußische Kultusminister von Altenstein sucht für das neu erworbene Gebiet Bischöfe, Priester und Religionslehrer, die katholisch und doch nicht romgebunden sind. So bietet er dem geistesmächtigen, milden, auch von weiten evangelischen Kreisen geschätzten Bischof *Sailer* in Regensburg die Würde eines Erzbischofs von Köln an, ohne Erfolg; Sailer's unkämpferische Gelehrtennatur hat inzwischen

mit dem Papst einen wenig rühmlichen Frieden geschlossen. Aber *Boos* wird als Religionslehrer an das Gymnasium in *Düsseldorf* geholt, und *Goßner* wird sein Nachfolger (1819). Dennoch wagt der vorsichtige, stets klug vermittelnde Minister es nicht, die römisch denkenden Kreise vor den Kopf zu stoßen, die *Goßner* mit ihrer Feindschaft auch in *Düsseldorf* keine Ruhe lassen. *Goßner* bekommt niemals seine Anstellung bestätigt. So folgt er ein Jahr später einer Einladung aus *St. Petersburg*, die ihn zum Geistlichen an der dortigen katholischen Malteserkirche beruft (1820—1824). Hier hat ein pietistischer Kreis, der sich um den Fürsten *Galitzin* schart, auf den jungen, schwärmerisch-frommen Zaren *Alexander I.*, den Gründer der „Heiligen Allianz“, Einfluß gewonnen und sucht durch die Heranziehung von lebendig-gläubigen Geistlichen, wie auch durch die *Stiftung einer Bibelgesellschaft* die Todesstarre der russisch-orthodoxen Kirche zu brechen. Diese prächtig aufblühende Arbeit währt jedoch nur wenige Jahre. Die gefühlsbetonte, von einem reichen, aber krankhaften Gemütsleben schwankend beeinflusste Politik des Kaisers wechselt von einem Jahr zum anderen. Auch er kann sich dem politischen Kurs nicht entziehen, der inzwischen an allen Fürstenhöfen Europas zum Siege gelangt ist. Bald nach den Freiheitskriegen, in denen sich die siegreichen deutschen Stämme ihres Volkstums und ihres Volkswerts bewußt werden, bricht über dieses junge Deutschland wie Nachtfrost über junge Blütenknospen die Zeit der „Reaktion“ herein. Es ist der finstere, mißtrauisch jede freie Lebensregung des deutschen Volkes bespitzelnde und lähmende, unfruchtbare Geist des Fürsten *Metternich*, der von der Wiener Hofburg aus mit allen Mitteln einer genialen, aber verlogenen Staatskunst die europäische Politik bestimmt. Ihm gelingt es, den Diplomaten aller Fürstenhöfe einzuflüstern, daß die Bestrebungen der Völker, an der Ge-

staltung des völkischen Lebens Anteil zu erhalten, nichts anderes bedeuteten als den Umsturz aller Ordnungen und die Entmächtigung der alten Monarchien. Mit Metternich im geheimen Bunde steht die römisch-katholische Kirche, die sich die Zeitströmungen und die Verworrenheit der Geister zunutze macht, um sich überall als die einzige geistige Macht hinzustellen, die die Fortdauer der alten, durch die Geschichte geheiligten Zustände verbürgt. Nur sie allein legitimiere die fürstliche Regierungsgewalt als „von Gottes Gnaden“. An allem Unheil aber, auch an dem Verbrechen der Französischen Revolution, sei letzten Endes niemand anderes Schuld als — *Luther* mit seinem Abfall von der Kirche.

Der protestantische Geschichtsschreiber *Heinrich von Treitschke* urteilt in seiner „Deutschen Geschichte“ über die Bedeutung des neunzehnten Jahrhunderts kurz wie folgt:

„Mit der Revolution von 1803 begann für Deutschland das neue Jahrhundert, das in Frankreich 14 Jahre früher angebrochen war. Das große neunzehnte Jahrhundert zieht herauf, das reichste der neuen Geschichte; ihm ward beschieden, die Ernte einzuheimsen von den Saaten des Zeitalters der Reformation, die kühnen Ideen und Ahnungen jener gedankenschweren Epoche zu gestalten und im Völkerleben zu verwirklichen. Erst in diesem neuen Jahrhundert sollten die letzten Spuren mittelalterlicher Gesittung verschwinden und der Charakter der modernen Kultur sich ausbilden, es sollte die Freiheit des Glaubens, des Denkens und der wirtschaftlichen Arbeit, wovon Luthers Tage nur redeten, ein gesichertes Besitztum Westeuropas werden; es sollte das Werk des Kolumbus sich vollenden und die transatlantische Welt mit den alten Kulturvölkern zu der lebendigen Gemeinschaft welthistorischer Arbeit sich verbinden; und auch das Traumbild der Hutten und Machiavelli, die Einheit der beiden großen Nationen

Mitteleuropas (Deutschlands und Italiens), sollte noch Fleisch und Blut gewinnen. In diese Zeiten der Erfüllung trat Deutschland ein, als der theokratische Staatsbau seines Mittelalters zusammenstürzte und also *das politische Testament* des sechzehnten Jahrhunderts endlich vollstreckt wurde.“

Man lese diese Worte nur einmal mit den Augen Wiens oder Roms, und man wird verstehen, wie anders das Urteil über das neunzehnte Jahrhundert hier lauten mußte als bei dem preußisch-deutschen Historiker.

Auf Wien und Rom lag die neue Zeit wie ein Alpdruck, den abzuschütteln das Ziel der gesamten reaktionären Politik Metternichs bildete. Die geflissentlich verbreitete Mißdeutung der Reformation brachte bald alle reformatorischen Geister der Zeit, auch wenn sie sich von nichts anderem als vom Geiste Gottes getrieben wußten, in den Verdacht politischer Umtriebe. So kommt es im vergangenen Jahrhundert zur Verfolgung selbst solcher Männer, die, wie Goßner, nichts anderes als das Evangelium verkündigen und dem Reiche Gottes dienen wollten; und wie in einer Zeit *politischer Revolution* leicht Christen, die *nichts anderes als ihren Glauben bekennen* wollen, falsch verstanden werden und als *Reaktionäre* gelten, so werden in der Zeit der *politischen Reaktion* des neunzehnten Jahrhunderts die Bekenner unter den Christen als *politische Revolutionäre und „Demagogen“* verfolgt. So wenig — scheint es — passen die Christen in die rein diesseitigen Maßstäbe, die von politischen Zielen bestimmt werden. Bald sind sie für das Bett, das sich die Weltkultur jeweilig, alle Jahrhunderte einmal zimmert, zu kurz und bald zu lang, und die Weltmächte übernehmen dann die Rolle des sagenhaften Riesen Prokrustes, sie teils gewaltsam, teils mit sanftem Zwange zuzupassen, sie zu recken und zu strecken oder ihnen kurzerhand die Füße abzuschlagen.

*Metternich* hat seine Augen überall; so bleibt ihm

auch Goßners tiefgehendes Wirken in St. Petersburg nicht verborgen. Auf dem Fürstenkongreß in Verona 1823, zwischen Wettrennen und Feuerwerk, zwischen rauschenden Festen und galanten Abenteuern, fordert der „Dämon Osterreichs“, ein moderner Großinquisiteur, der das Netz seiner politischen Polizei über ganz Europa gespannt hat, vom Zaren persönlich die *Entfernung Goßners aus der Newa-Stadt*. So läßt Alexander I. zuerst den ihm befreundeten Fürst Galitzin fallen und weist darauf auch Goßner aus Rußland aus. Von einer Kosakeneskorte begleitet, wird der viel verfolgte Prediger des Evangeliums, der sich nun auch ein „russisches Kreuz“ geholt hat, über die Grenze geleitet. Auch in Norddeutschland, wo sich Goßner bald in *Altona* (1824), bald in *Leipzig* (1824—1826), bald auf den Gütern des preußischen Hochadels am Rande des Riesengebirges aufhält (1825 und 1826), ist er ständig Schikanen durch die Polizei ausgesetzt, bis er endlich in der Hauptstadt Preußens eine dauernde Stätte der Tätigkeit findet (von 1826 bis zu seinem Heimgang 1858).

So hat sich Goßners Leben keineswegs im Winkel abgespielt. Im Gegenteil: sein Lebensschiff folgt dem vollen Strom des geschichtlichen Geschehens und droht wiederholt an den Klippen und in den Strudeln der Staats-, Kultur- und Kirchenpolitik seiner Zeit zu scheitern. „*Der Polizeidiener wird dir allezeit den Weg zeigen, wo du hin sollst*“, schreibt *Boos* einmal an seinen Glaubens- und Leidensgefährten und soll Recht behalten. Goßners Lebensweg wird an seinen wichtigsten Wendepunkten geradezu von der Politik des Tages bestimmt.

Um so verwunderlicher die Beobachtung, wie herzlich wenig sich Goßner um die politischen Ereignisse als solche kümmert, mit denen doch der Gang seines Lebens auf das engste und oft auf eine verhängnisvolle Weise verknüpft ist. Goßner lebt und denkt un-



politisch; in allem, was um ihn herum vor sich geht oder ihm persönlich widerfährt, sieht er nur die Möglichkeit oder das Hemmnis zur Verkündigung dessen, was ihm einzig und allein am Herzen liegt: des Reiches Gottes. Einmal als Pfarrer in Dirlewang, im Jahre 1810, erwähnt er eine französische Einquartierung, doch nur deswegen, weil ihm diese die Gelegenheit bietet, einen französischen Soldaten zu Christus zu führen. Ein anderes Mal, als evangelischer Pfarrer in Berlin, im Revolutionsjahr 1848, schreibt er an seine aus Berlin geflüchteten Freunde, doch nur aus dem Grunde, um ihnen aus dem Augenblick heraus, wahrhaft „zeitgemäß“ und darum überaus einprägsam und unvergeßlich, Gottes Wort als ein Wort der Stunde zu sagen:

„Wo seid ihr denn, ihr Flüchtigen? Doch in den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt! Ach, fliehet, fliehet hinein, nicht heraus! Es sieht wohl schlimm aus, aber es ist auch vieles zu gewinnen und eine gute Zeit für Streiter Jesu Christi. Wie die Soldaten den Krieg lieber haben als den Frieden, nur um zu avancieren, so müssen wir die Kriegs-, Prüfungs- und Läuterungszeit auch gern haben. Zur Friedenszeit ist es leicht, Soldat zu sein — aber auch nichts zu erobern und fortzuschreiten. Jetzt ist die Fortschrittszeit, jetzt lernt man beten, ringen, Gott ergreifen, aufs Kreuz Christi blicken und erfassen und nicht lassen. Welch ein Gewinn und Avancement!“

So sind selbst die Briefe Goßners kleine Predigten. In allem Zeitgeschehen erblickt er nur das göttliche Mittel, entweder zu seiner eigenen persönlichen Vertiefung — *„je mehr man die Zitrone drückt, je mehr gibt sie Saft“* (Brief an *Spittler* aus München) — oder zur Förderung der Sache Gottes: *„Die Tür in das Reich des Herrn ist noch immer nicht geschlossen; ja, je mehr sie lästern, warnen und wehren, desto eifriger drängt man, bei der engen Türe einzugehen“* (aus demselben Brief).

Befremden muß uns freilich die Tatsache, daß Goßner — wie *Goethe* — sich auch *gegenüber der großen nationalen Bewegung*, dem völkischen Aufbruch vor und in den Freiheitskriegen, gewissermaßen „neutral“ verhält; bedeutete doch jene Erhebung des deutschen Volkes gegen die Fremdherrschaft nicht nur ein Wiedererwachen des nationalen, sondern auch des religiösen Lebens. Mit einer Einkehr in das deutsche Wesen, mit einer überschwenglichen und oft überheblichen Äußerung des nationalen Selbstgefühls ging damals bei der deutschen Jugend eine fromme Schwärmerei für das Christentum, Deutschtum und Christentum in eins setzend, Hand in Hand. Man trug Silberkreuze auf den teutonischen Mützen und redete viel von dem „alten, deutschen Gott“. In den Bezirk der Goßnerschen Frömmigkeit dringt dieses nationale Element, das in der Glut der Begeisterung mit dem christlichen verschmilzt, nicht ein; es liefert dem Christentum Goßners keinen Baustein.

Auch an dem im neunzehnten Jahrhundert wieder erstarkenden *Konfessionalismus* hat Goßner keinen Anteil. Aus einer anfänglichen Schwärmerei für die Vergangenheit des deutschen Volkes erwuchs in jener Zeit, der Zeit der Romantik, ein neues tiefes Verständnis für die Verwurzelung nicht nur des völkischen, sondern auch des kirchlichen Lebens im Boden der Geschichte. Das Zeitalter der Vernunft dachte geschichtslos, leitete es doch alle Erscheinungen des Lebens allein aus der Vernunft ab; die neue Zeit dagegen erkannte die durch und durch geschichtliche Bedingtheit aller menschlichen Lebensformen, ihr wurde ein neues Auge, ja geradezu ein neues Organ geschenkt für die geheimnisvolle und oft unerklärliche *geschichtliche* Seite des Lebens. Dieser neue Sinn für geschichtliche Betrachtung erkannte und bejahte auch auf kirchlichem Gebiete, was dort geschichtlich gewachsen und durch die Geschichte geprägt war. Zunächst kam diese Geistes-

strömung der römisch-katholischen Kirche zugute, die als die Kirche des damals vielgepriesenen deutschen Mittelalters die Geister magnetisch anzog. Sie nötigte aber auch die Kirchen der Reformation, auf die reformatorischen Quellen zurückzugehen. So wurde der Wert der Bekenntnisse wiederentdeckt und der Erneuerung des kirchlichen Lebens dienstbar gemacht. Goßner sieht nur die Schattenseite dieser kirchengeschichtlichen Entwicklung. „Jetzt kommen Sie vor lauter Bekenntnissen nicht zum zu Bekennenden, nicht zu Christus, zur Liebe!“ ruft er einmal aus; und in einem Brief an *Spittler* nach seinem Fortgang aus Basel schreibt er:

„Ich erfuhr, daß man bereits ausstreute, ich sei *übergetreten*. Du weißt, wie mir dies Wort immer verhaßt war; denn *Calvin* und *Zwingli* trieben mich nicht nach Basel, und wegen ihrer Form, die sie der Schweiz gaben, schaue ich nicht zum Fenster hinaus — seitdem ich *Christum selbst kenne*. Einmal für allemal, wegen äußerer Kirchenformen bin ich nicht nach Basel gekommen und nicht von da weggegangen; das Werk Gottes in Basel trieb mich hin. Das Werk Gottes im katholischen Deutschland trieb mich wieder weg. Wer's fassen kann, der fasse es!“

Goßner hatte christusgläubige Menschen in beiden Kirchen, der römischen und der evangelischen, kennengelernt; er stand mit ihnen zeitlebens in der *Gemeinschaft des Glaubens und des Gebets*. In *Wortverkündigung und Lehre*, vor allem auch in der Sakramentslehre, stimmt er mit dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche überein; aber er ist zur Wahrheit bereits im Raume der römisch-katholischen Kirche vorgedrungen, *allein durch die Bibel* — wie *Martin Boos* —, ohne je eine Schrift *Luthers* oder der anderen Reformatoren gelesen zu haben. Freilich, die römische Kirche stößt ihn aus; sie kann das Wort der Wahrheit nicht ertragen, weil sie aus Machthunger der Politik verfallen ist. „Offenbar ist es jetzt“ — so urteilt

Goßner während der Konkordatsverhandlungen des Papstes mit Bayern — „dem Papst und Bischöfen nur darum zu tun, die Kirchengüter zu erhalten, das Äußere der Hierarchie — Gewalt, Macht, Pomp und Pracht des Gottesdienstes, das Ansehen, die Immunität der Geistlichkeit — zu retten. Niemand bekümmert sich unter ihnen um das Innere und Wesentliche der Religion. Wohl eifern sie für die Mutter Gottes, für Reliquien, für kirchliche Gebäude und Gebote, indes man das Mark der Religion angreift und den Christen Gott und Christum nehmen will.“ Aber auch die evangelische Kirche in ihrer damaligen Erscheinungsform bedeutet für Goßner nichts Verlockendes; in der *römischen* Kirche findet er zu viel *Politik*, in der *evangelischen* Kirche zu viel *Verwaltung*. Wenn er schließlich zu dieser übertritt (am 23. Juli 1826 in Königshain/Schlesien), geschieht es nicht aus einer inneren Notwendigkeit, sondern aus praktischen Gründen, nur um öffentlich von einer Kanzel herab und in einer Gemeinde für Christus wirken zu dürfen. Mit dem Berliner Konsistorium steht er während seiner ganzen Amtszeit auf gespanntem Fuße. Es wird nach seinem Urteil durch das bürokratische und juristische und nicht durch das einzige Prinzip regiert, das allein in der Kirche Geltungsrecht beanspruchen darf, nämlich das Prinzip des Heiligen Geistes. Bei seiner Bewerbung um ein evangelisches Pfarramt legt das Berliner Konsistorium dem vierundfünfzigjährigen, weltbekannten Manne eine schriftliche lateinische Arbeit, eine Predigt niederschrift über einen aufgegebenen Text und eine Besprechung über denselben vor einem Prüfungsausschuß auf. Goßner macht die Arbeiten, aber er hält sie zurück, weil er sie, wie er der Gräfin *Reden* schreibt, „*bis jetzt*“ nicht vorlegen kann und darf: „Ich muß harren, *was der Herr tun und wie er es führen wird*. Von außen dringen alle Freunde in mich gewaltig; von innen darf und kann ich nicht. Das be-

greifen sie nicht.“ Eben dieses *Handeln aus einer inneren Weisung heraus*, nicht nur auf Grund von äußeren Vorschriften und Paragraphen, eben diese Geistesleitung vermißt er auch in der Leitung der evangelischen Kirche. Später, nachdem er bereits lange Jahre im Dienst der *Böhmisch-Lutherischen Bethlehems-Gemeinde* in Berlin gestanden hat und je länger um so mehr in seiner Abneigung gegen das geistlose, verknöcherte und zu einer bloßen Verwaltungsmaschine verhärtete Kirchenregiment bestärkt worden ist, unternimmt er den Versuch, seine böhmische Gemeinde aus dem Konsistorialverband zu lösen, und reicht zu diesem Zwecke dem Kirchenminister eine umfangreiche Denkschrift ein, in der er kurz und bündig erklärt: „Wir sind fest überzeugt, daß unter dem Kirchenregiment des Konsistoriums keine echte evangelische Gemeinde gedeihen kann . . .“ Die einzige Kirchengemeinschaft, die Goßner schon aus seiner katholischen Zeit her liebt und schätzt, ist die *Brüdergemeinde*. Er selbst hat ihr einmal beitreten wollen; aber das Los, das er unter Gebet auf dem Hutberg zog, entschied dagegen. So will er jetzt seiner Bethlehems-Gemeinde wenigstens eine ähnliche Verfassung geben, wie sie die Brüdergemeinde besitzt. Der Versuch wird ihm durch das Konsistorium untersagt.

Wir haben gesehen, wie wenig „zeitgemäß“ Goßners Christentum war; es ist weder vom Nationalismus noch vom Konfessionalismus seiner Zeit geprägt; es ist nicht nur unpolitisch, sondern geradezu ungeschichtlich; es deckt sich mit dem Christentum weder der römisch-katholischen noch der evangelischen Kirche, es ist sozusagen urchristlich, apostolisch. Fraglich bleibt, ob ein solches geschichtsloses Christentum im neunzehnten Jahrhundert nach Christus überhaupt möglich ist, ohne *an Wirklichkeit zu verlieren*. Wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts kommen aus dem geschichtlichen Denken nicht heraus; die geschichtliche Geprägt-

heit alles, auch des religiösen Lebens, erscheint uns als ein Stück der Wirklichkeit. So meinen wir, unser Christentum müßte verblassen und um einen Grad an Wirklichkeit verlieren, ins Uferlose schwimmen, wenn es nicht in geschichtlicher, d. h. konfessioneller Form in Erscheinung tritt. Ist Goßners „überkonfessionelle“, „überkirchliche“, „ökumenische“, „biblisch-apostolische“ (oder wie man sie sonst bezeichnen mag) Frömmigkeit unwirklich gewesen? War sie *Schwärmerei*?

Wir antworten: *Nein!* Goßner tritt allem Schwärmertum mit nüchterner Klarheit entgegen. Auf seiner Reise von München nach Düsseldorf kommt er in *Württemberg* mit jenen frommen Kreisen in Berührung, die fieberhaft-aufgeregt auf die baldige *Wiederkunft Christi* warten. Nach seiner eigenen Ansicht befragt, antwortet er mit einem überlegenen, leisen Humor: Was der Herr zu tun gedenke, wisse er nicht; aber wenn er der Herr wäre, würde er noch nicht kommen, denn es sähe noch zu betrübt auf der Welt aus. Auch aus Goßners späterer Wirksamkeit wissen wir, wie energisch er aller Schwärmerei entgegentreten konnte, z. B. dem Irvingianismus, der in seiner alten bayrischen Heimat und auch in Berlin Fuß zu fassen versuchte. Und dem baptistischen Freimissionar Start vertraut er für die Missionsarbeit in Indien eine Anzahl Missionare mit der Mahnung an, sie täglich mit dem Heiligen Geist, aber ja nur nicht mit Wasser zu taufen. Der Brüdergemeinde rühmt er immer wieder dieselbe nüchterne Haltung nach. Dabei lag die Lust am Wunderbaren damals in der Luft. Geisterseherei, weissagende Verzückung, Schwarmgeister aller Art, die Neigung zu übernatürlichen Erlebnissen beunruhigten nicht nur das niedere Volk, sondern auch hochstehende, feingebildete Naturen, wie z. B. Frau *Juliane von Krüdener* oder gar die treffliche Gattin des Theologen *Schleiermacher*. Goßner rückt in einem Brief an

seinen Freund *Uhden* (1825 aus Leipzig), worin er zu diesen Entartungserscheinungen religiösen Lebens ausführlich Stellung nimmt, mit aller Deutlichkeit von solchem Schwärmertum ab: „Die Art und Weise ist nicht biblisch-prophetisch.“

War Goßner ein *Mystiker*? Wir antworten: *Nein*, obwohl Goßner die christliche Mystik eines *Thomas a Kempis* und *Johannes Tauler*, deren Schriften er ins Deutsche übersetzt, sowie eines *Tersteegen*, dessen Lieder er überall bekanntmacht, über die Maßen geliebt hat. Goßner weiß, daß das Reich Jesu Christi zwar nicht *von* dieser Welt, aber *in* dieser Welt ist. Niemals zieht er sich in die innere Welt zurück, ohne zugleich, ausgerüstet mit den Geisteswaffen des Wortes und des Gebets, nach außen, mitten in die Alltäglichkeit des Lebens, vorzustoßen. Von einem Eingesponnensein in fromme Gefühle, von einem Sichversenken in Geistestiefen — *ohne* Kampf und Arbeit für das Reich Gottes — hält er nichts. Wohl holt er sich aus jener verborgenen Welt immer neuen Frieden und immer neue Freude und Kraft, aber doch nur, um in dieser sichtbaren Welt in all ihrer Unzulänglichkeit und offenbaren Christusfeindschaft für Christus zu wirken und tätig zu sein. Seine Wortverkündigung hat nichts Mystisches an sich, sie trägt *biblisch-reformatorischen* Charakter. Sein *Gebet* ist wesentlich fürbitendes Gebet. Wenn Johannes Evangelista Goßner ein *Mystiker* war, so ist er es nur im *biblischen* Sinne, im Sinne des Evangelisten Johannes oder des Apostels Paulus gewesen.

Goßner — kein *Mystiker*; Goßner — kein Schwärmer; Goßner — kein Konfessionalist! Wer war denn Goßner überhaupt, und wo lebte er denn eigentlich? Während seines Leipziger Aufenthalts hebt die Polizei die kleine Hausgemeinde, die sich bei Goßner zur Hausandacht zu versammeln pflegt, unter dem Verdacht politischer Umsturzarbeit auf, und der Haupt-

rädelsführer Goßner muß vor der Polizei erscheinen und sich einem peinlichen Verhör unterziehen. Eine der Fragen lautet: von welcher Konfession er sei. *Goßners Antwort: er sei ein Christ!* Und als die Polizei erklärt, das sei nicht genug, bemerkt Goßner dazu: nun wisse er doch von Amts wegen, daß es mitten in der Christenheit nicht genug sei, ein Christ zu sein. Diese Antwort ist bezeichnend; sie zeigt den Raum auf, in dem Goßner lebt: ein Raum zwischen Kirche und Staat, zwischen den Kirchen und Konfessionen. Mitten zwischen den Klippen der Staats- und Kirchenpolitik seiner Zeit fährt sein Schifflein hindurch. Niemand kann ihn für sich in Anspruch nehmen, weder eine politische noch eine kirchliche Partei, ja nicht einmal die Behörde, der er nur mittelbar dient. *In Wirklichkeit kennt er nur einen Herrn, dessen Ruf er vernommen hat: Jesus Christus.* Ohne sich aus dem Rahmen der Zeitgeschichte herauszulösen, steht er in einem *unmittelbaren Verhältnis zu ihm*. In seinem Reiche, unter ihm *lebt* er. *Ihm* dient er in dieser Welt — gewissermaßen „reichsunmittelbar“. So ist denn Goßner wirklich nichts anderes, nichts mehr und nichts weniger als ein Christ gewesen, und sein Christentum, obwohl es in keine der damaligen kirchlichen Formen paßt, stellt eine *Glaubenswirklichkeit* dar, an der wir nicht zweifeln dürfen. Dieses Christentum ist wirklich und wirksam, weil Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, der Lebendige und Gegenwärtige, selber wirklich und wirksam ist. Von diesem Christentum gehen Kräfte aus, die durch den Staat und die Kirche hindurchwirken, die durch keine Politik und keine Verwaltungsmaßnahme aufgehalten werden können, sondern durch alle Staats- und Kirchenpolitik hindurchfluten wie das Wasser des Meeres durch die Maschen eines Fischernetzes. Und dieses Christentum, das sich allein auf Christus selber beruft, ein Christentum ohne den Einbau des nationalen Ele-



ments und ohne die Prägung durch Konfessionen (gleichgültig, ob es sich dabei um eine römische, reformierte, lutherische oder „unierte“ Prägung handelt): *es hat zuletzt doch der Nation und der Kirche gedient*; denn in jenem Raum, den wir zu beschreiben versuchten, einem Raum zwischen Kirche und Staat, sind letzten Endes jene lebendigen Kräfte christlichen Glaubens und christlicher Liebe mobil gemacht worden, die Aufgaben in Angriff nahmen, welche erst später von der offiziellen Kirche und noch viel später vom Staate übernommen worden sind: wir meinen damit *die Werke der Äußeren und Inneren Mission*.

## Der Prediger des Evangeliums

„Nach einem langen erkalteten Herzenstand konnte ich mich wieder einmal zu Gott wenden, seine Verheißungen im Glauben ergreifen, zuversichtlich beten und immer zuversichtlicher hoffen . . . und die Liebe ließ es nicht fehlen . . .“, so beichtet der junge katholische Priester Goßner seinem Tagebuch, nachdem er seine Pfarrstelle in *Dirlewang* angetreten hat. Es ist die erste Gemeinde, die er *selbstständig* betreut: ein freundlicher Ort im lieblichen Mindeltale gelegen; in blauer Ferne ragen die Tiroler Alpen empor, deren schneebedeckte Gipfel bei guter Sicht im Sonnenlicht aufblitzen. Goßner atmet wie befreit auf. Das düstere Augsburg mit all seinen quälenden Erinnerungen weicht von ihm wie ein böser Traum. Ein neuer Tag beginnt. Hier in *Dirlewang* regen sich all die Keime, die Gott in seine reiche, vielbegabte Natur eingepflanzt hat, zu einem neuen Leben. Alles, was später in dem reifen Manne zur vollen Entfaltung gelangt, ist hier als Ansatz schon zu erkennen. Was Goßner später als *Prediger*, als *Seelsorger*, als *christlicher Schriftsteller*, als ein *Mann der Inneren und Äußeren*

*Mission* geleistet hat, hier in Dirlawang nimmt alles seinen Anfang. Manches wächst über Nacht. So wissen wir fast nichts darüber, wann und wie Goßner als Kaplan gepredigt hat. Seine ersten Predigten hält er als Student in zwei Dörfern nahe der Universitätsstadt Dillingen; sie sind nach seinem eigenen Urteil leer und nichtssagend. Aber wie ein Künstler durch innere Erlebnisse wächst und mit einem Male auch das Technische beherrscht, *so kann Goßner plötzlich predigen*. Wonach er sich gesehnt, das geht jetzt in Erfüllung.

„Mein Streben, der Wunsch, das Gebet meines Herzens soll es sein, bei jedem Vortrag, bei jeder Gelegenheit zum Reden: *zu wecken*, etwas *Bleibendes*, ewig *Dauerndes* zu *wirken*, Gefühle, Empfindungen in den Hörern aufzuregen, zu wecken, die *nie wieder* ganz verlöschen, etwas in den horchenden Herzen zu erzeugen, das ein Same zur Unsterblichkeit, zum ewigen Leben wird — und dies im Vertrauen auf den, in dessen Namen ich rede, handle, im Vertrauen auf den, der da ruft dem, das nicht ist, daß es sei.“

Als er dies schrieb, in Augsburg, geschah es nur wunschhaft; jetzt wird alles Wirklichkeit. Goßners Predigten sind in der Tat *erweckliche* Predigten, sie *wollen* etwas, und durch Gottes Gnade *erreichen sie auch etwas*. Sie bewirken, daß Menschenseelen aufhören, erschrecken, Einkehr halten, umkehren, sich nach dem Ewigen ausstrecken und das ewige Heil ergreifen. Schon in Dirlawang zeigt sich die Kraft dieser Predigt. Bald kann die alte Kirche die Masse der Zuhörer nicht mehr fassen. Von weit her strömt man herzu. Oft muß der Prediger von der Kanzel steigen, vor die Kirchtür treten und im Freien predigen, und so groß ist die Gewalt der Rede, daß die Gemeinde bekennt: „So hat man nie gepredigt, man muß ihn lieben, weil er so das Wort Gottes verkündet.“ Niemand aber ist beglückter darüber als Goßner selbst, der überrascht über

den „Strom von Liebe, Gnade und Frieden, der aus dem Herzen Jesu in sein und der Brüder Herzen sich ergoß“, immer wieder dankbar staunend feststellt:

„Ich habe bei der Predigt eine Fülle des Geistes, ein lebendig Feuer in mir gespürt und mit Kraft und Salbung predigen können“; „ich konnte besonders eklatant und emphatisch bezeugen, daß Barmherzig- und überflüssige Hilfe, Heil und Erlösung beim Herrn zu finden ist und jedem bereit- und offenstehen“; „ich mußte unwillkürlich vom Leiden Jesu und dem Wort vom Kreuz reden und konnte auch ungewöhnlich nachdrucksam und milde reden, so daß ich großen Eindruck und Rührung machte.“

In alledem erkennt Goßner mit Dank und Jubel nur dies eine, daß Christus, der Herr, sich wieder ihm zugeneigt hat. Fortan will auch er nur ihm angehören. Und so gelobt er in jenen geistbewegten Tagen, was er dann in einem langen, kampferefüllten Leben mit Gottes Hilfe gehalten hat:

„Von nun an habe ich keinen Anspruch mehr auf eigene Ehre und Ruhm; will nichts mehr mir zuschreiben; *die Liebe, die Jesus heißt*, wird in mir und durch mich in allem gerühmt, gepriesen und verherrlicht. Ihr gebührt alle Ehre und aller Ruhm; denn sie, die Liebe, hat mich, da ich in Sünden tot war, wieder lebendig gemacht, mich wieder gesucht und gefunden, da ich in der Irre ging und verloren war. Sie, die allmächtige Liebe, hat nun wieder angefangen, Wohnung in mir zu nehmen, hat mein Herz wieder gereinigt, da es einer Mördergrube ähnlich und eine Werkstätte des Satans geworden war. O daß ich nun mich und alles vergessen und nur dir, du allmächtige Liebe, dir allein leben könnte!“

Was Goßners *Predigt* so lebendig und überzeugend macht, ist die Kraft des *Gebetes*, die sie trägt.

„Wie oft“, so bekennt er, „mußte ich ringen, kämpfen im Gebet! Sonst hätte ich auch nichts erlangt, aber

dies anhaltende Ringen half mir — Gott erhörte mich jedesmal. Oft, wenn ich predigen mußte, hatte ich gar nichts, war ganz leer, ohne Geist, da rang ich aber. kämpfte so lange, bis es ging — und da kam's!“

Noch in Augsburg hatte er ausgerufen: „O Herr! Wann werde ich beten lernen, unablässig beten lernen — lehre mich's, Herr! Erwecke mich mit stärkeren Zügen — lasse mich die Notwendigkeit desselben — *deine* Unentbehrlichkeit, täglich tiefer fühlen!“ Jetzt in Dirlawang lernt er beten. Hier erfährt er auch zum ersten Male *die Macht gemeinsamen Betens*. Im Jahre 1804, vom 22. bis 26. Oktober, kamen auf seine Einladung vermutlich (die Namen sind nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet) die uns bereits bekannten Freunde Goßners, die wie er zum frohen Glauben an das freie Evangelium durchgedrungen waren, im Pfarrhause zu Dirlawang zusammen: Feneberg, Bayr, Langenmayr und Sailer. Es waren Tage herzlicher Glaubensgemeinschaft. Als Frucht dieser — wir würden sagen: „Pastoren-Freizeit“ reift der Entschluß, zu gewissen *Stunden* des Tages, wenn auch örtlich getrennt, sich im Gebet vor dem Herrn zu vereinen. Die Freunde hielten Wort. Goßner schreibt immer wieder, wie dankbar er sich durch diese brüderliche Gebetsgemeinschaft gerade auch in seiner Predigtstätigkeit gestärkt wisse.

Fragen wir nach dem *Inhalt* der Goßnerschen Predigt, so gibt uns die gedruckte Abschiedspredigt, die Goßner am 3. Februar 1811 seiner Gemeinde zu Dirlawang über 1. Kor. 2, 1. 2 gehalten hat, wohl die beste Auskunft. Darin stellt er sich selbst im Angesichte der Gemeinde die Frage, ob er nach dem Auftrage Jesu Christi das *Evangelium* gepredigt und gelehrt habe, was Jesus zu lehren befohlen. Wohlgemerkt, es ist die Predigt des *römisch-katholischen* Priesters vor einer *römisch-katholischen* Gemeinde, die wir hier in ihren wichtigsten Stellen wiedergeben! Sie zeigt uns aufs

deutlichste, wie zentral Goßner schon als katholischer Pfarrer die Heilswahrheiten verkündigt hat. In der Predigt ruft er immer wieder den *Herrn Jesus selbst zum Zeugen* dafür auf:

„Der Herr Jesus Christus ist mein Zeuge, und ihr selbst könnt es nicht leugnen, daß ich euch immer nur zu ihm gewiesen habe. Wie oft habe ich euch seinen heilbringenden Namen genannt, wie oft euch bezeugt: *Es ist in keinem anderen Heil* und ist den Menschen *kein anderer Name gegeben*, in dem sie selig werden sollen!“ — — —

„Der Herr, der wahrhaftige und treue Zeuge, weiß es, und ihr könnt es nicht leugnen, wie oft ich euch aus dem Worte Gottes bezeugt habe, daß Gott alles unter die Sünde verschlossen habe, um sich aller zu erbarmen; daß vor Gott kein Lebendiger gerecht sei und sich kein Fleisch vor ihm rühmen könne, sondern daß wir alle abgewichen, alle Sünder, und von Natur Kinder des Zorns, verlorene Schafe, verdorbene Geschöpfe, Fleisch aus Fleisch geboren, sündlich und verdorben seien, also einer neuen Schöpfung, einer gänzlichen Erneuerung, Umwandlung und einer neuen Geburt aus Gott durch seinen Geist bedürfen, weil Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht erben kann.“ — — —

„Der Herr weiß es, und ihr könnt es noch nicht vergessen haben, wie oft ich euch allen verkündigte das Wort, das, wie Paulus sagt, je gewißlich wahr und ein teures, wertenes Wort ist, daß Jesus Christus in diese Welt gekommen ist, aus keiner anderen Absicht, als die Sünder selig zu machen, das Verlorene zu suchen, das Kranke zu heilen, das Erstorbene zu beleben, die Finsternis in Licht, die Ungerechtigkeit in Gerechtigkeit, das menschliche Elend in lauter Heil und Seligkeit umzuschaffen.“ — — —

„Der Herr ist mein Zeuge, und ihr werdet euch deutlich erinnern, wie oft ich euch die allerköstlichsten Verheißungen Gottes und Jesu Christi aus seinem hei-

ligen Wort vor Augen gestellt und eure Herzen dadurch zum Glauben, zum Vertrauen, zur Liebe Jesu zu erwecken versucht habe, die nämlich: Gott gibt seinen guten und unentbehrlichen Geist gerne einem jeden, der ihn darum bittet; Jesus will mit seinem Vater zu einem jeden selbst kommen und bleibende Wohnung in ihm nehmen, wenn er nur Lust zu ihm und seinem Worte hat. Es ist uns alle göttliche Kraft, was zum frommen Leben und christlichen Wandel nötig ist, *geschenkt* durch die Erkenntnis Jesu Christi. — — — Mit Gott sind uns alle Dinge möglich, wir vermögen alles durch den, der uns mächtig macht — durch Christus.“

Wer so *evangelisch* predigt, hat in der Tat in der römischen Kirche keinen Raum mehr; und doch ist es Goßner gegönnt, dieses volle, ungekürzte Evangelium noch *zwanzig Jahre* lang als katholischer Priester zu verkündigen.

Im Winter 1808—1809 erkrankt Goßner schwer und ist zu jeder Arbeit unfähig. Da naht die Karwoche heran. Goßner hält es auf seinem Krankenlager nicht mehr aus. Er kann die heilige Woche nicht vorübergehen lassen, „ohne“, wie er schreibt, „ein Wort von der gekreuzigten Liebe zu sprechen, die sich, ohne sich zu schonen, für mich und meine Brüder zu Tode blutete“. So steht er auf und predigt, zu früh, der Rückfall wirft ihn wieder nieder, es bleibt eine körperliche Schwäche zurück, die ihn nötigt, das große, schwere Pfarramt in *Dirlewang* aufzugeben und sich in *München* um eine Benefiziatenstelle zu bewerben. Er erhält sie. Es handelt sich um das Purfinger-Neumayersche Benefizium an der Frauenkirche, das dem Inhaber unter der Bedingung, eine ewige tägliche Messe zu lesen, einen bescheidenen Lebensunterhalt gewährt. In München nimmt Goßner in dem Benefiziatenhäuschen in der Schäflergasse Wohnung und liest die Seelenmesse vor dem heiligen Kreuzaltar unter dem Chor,

Tag für Tag. Bald aber hat es sich unter den Geistlichen der Stadt herumgesprochen, daß der damals neununddreißigjährige Benefiziat jeder Zeit willig eine Predigt übernehme, und so dauert es nicht lange, bis Goßner die verschiedensten Kanzeln der Stadt zur Verfügung stehen. Besonders gern predigt er in dem „Bürgersaal“, in dem sich die Kongregation der verheirateten Männer alle Sonntage nachmittags zu versammeln pflegt: für Goßner die schönste Kirche der Stadt. Und auch hier, vor der städtischen Zuhörerschaft, wiederholt sich dasselbe wie in Dirlwang. Wenn Goßner eine Kanzel betritt, sind bei dem Zustrom der Zuhörer die größten Kirchen zu klein. Um einen guten Platz zu erhalten, finden sich schon viele eine Stunde vor dem Beginn des Gottesdienstes ein. Das Erstaunliche ist, daß sich nicht nur das schlichte Volk, sondern auch die Gebildeten, die satten und aufgeklärten Bürger unter seiner Kanzel versammeln. Goßner selbst beschreibt uns diese bunt zusammengesetzte Gemeinde:

„Menschen von verschiedenen Klassen, Barone, Beamte, Sekretäre, Offiziere, Soldaten, Damen, Künstler, Studenten, Ärzte, sogar Schauspieler, Ballettänzer, Theaterdiener, Hofmusikanten, Bürger, Handelsleute, Mägde und Knechte, Metzger, Krankenwärter und Kranke, kurz, von allen Gattungen hören mit Freuden und Dank das Evangelium von dem für ihre Sünden Gekreuzigten und stimmen mit mir an: Dem Lamm gebühret alles gar! Es sind zwar nicht alle gleich feurig und gleich lebendig im Glauben, sondern, wie überall, einige mehr, andere weniger, aber sie hoffen doch alle auf ihn, den einzigen Retter und Freund der Sünder. Und einige sind recht fest und stark in ihm und arbeiten auch schon an anderen.“

Nicht nur Katholiken, sondern *auch Protestanten suchten seine Gottesdienste auf*, besonders später, nach seiner Vertreibung aus Bayern, in der St. Maximilians-

Kirche in *Düsseldorf* und dann vor allem in der Malteser- und Jesuitenkirche in *St. Petersburg*. Hier in der russischen Kaiserstadt entfaltet Goßner den ganzen Reichtum seiner Predigtgabe. Hier steht er in der Vollkraft seines Lebens und auf dem Höhepunkt seines ganzen Schaffens. Hier findet er auch die Idealgemeinde, nach der er sich gesehnt hat und nach der es ihn sein ganzes Leben hindurch zurückverlangt, längst, nachdem er schon evangelischer Pfarrer und Prediger in der Böhmisches-Lutherischen Bethlehem-Gemeinde in Berlin geworden ist. Ein seltsamer Kontrast zwischen dem ernststen Bußprediger, der auf der kleinen Kanzel der Malteserkirche steht, und der marmornen Pracht der reichen Ordenskirche. In dem schweren, mit rotem Tuch ausgeschlagenen, kostbaren Gestühl versammelt sich bald eine aufhorchende, dankbare Gemeinde, so recht nach dem Herzen Goßners aus allen Volksschichten, Kirchen und gar Nationen. Goßner schreibt darüber:

„Hier ist ein großes Volk, das den Herrn sucht — ich finde, daß ich mich nicht betrogen habe, sondern daß hier viele Lydias, viele Seelen sind, denen Gott das Herz auftut, daß sie glauben, was ihnen gesagt wird vom Worte des Lebens. Sie verschlingen heißhungrig, was ihnen gepredigt wird — Leute von allen Ständen, Nationen und Konfessionen — Katholiken und Protestanten, Griechen und Juden, Tataren, Samojeden, Kirgisen und Kamtschadalen, Schweden und Finnen, Deutsche und Franzosen, Polen und Italiener — kurz, von allen Sprachen und Zungen finden sich hier Menschen, die alle mehr oder weniger vernehmen von dem Rumor, den die Predigt des Evangeliums macht; denn einer sagt und erzählt es dem andern. Die meine Zunge nicht verstehen, verstehen doch meine Zuhörer, die ihnen in ihrer eigentümlichen Mundart dolmetschen, was verkündigt wird. Letzthin war sogar ein Rabbiner in der Predigt, wo ich über Apostelge-



schichte 15 predigte, daß im Kirchenrat der Apostel die Synagoge abgebrochen und begraben und dagegen die Kirche Christi auferstanden sei. Am Ende, da ich betete für alle Nationen, auch für Israel, daß es seinen Heiland suchen und erkennen möchte, fiel der Rabbiner mit auf seine Knie und betete gerührt mit.“

Die Tageszeit, in der er in der Malteserkirche predigt, ist für Petersburger Verhältnisse sehr früh; aber um seinetwillen steht die verwöhnte Petersburger Gesellschaft ungewohnt zeitig auf. Ein ganzer Wagenpark versammelt sich dann vor dem Gotteshaus. *Alle* Prediger der Stadt erleiden durch den Zulauf zu Goßner einen Abbruch ihres Kirchenbesuches. Nicht alle ertragen es so, wie der ihm eng verbundene, gutgesinnte Prediger der *Brüdergemeinde*, *Mortimer*, der wiederholt die kleine Zahl seiner erschienenen Gemeindeglieder auffordert, mit ihm zusammen zu Goßners Predigt zu gehen, da jener mehr zu sagen und Besseres auszuteilen wisse als er selbst. Die anderen Geistlichen, und zwar die evangelischen gehässiger als die katholischen, geraten nach und nach in einen leidenschaftlichen Gegensatz zu Goßner und wirken schließlich zusammen mit den Priestern der römischen und russisch-orthodoxen Kirche bei Goßners Sturz und bei seiner Ausweisung mit. Am 19. April 1824 hält Goßner, ohne es zu wissen, seine *letzte Predigt in St. Petersburg*. Sein Herz ist von dunklen Ahnungen schwer. Nach der Messe ruft er vom Altar zum Chor hinauf, daß man das Lied „Ruft getrost, ihr Wächterstimmen“ anstimmen solle, ein ungewöhnlicher Vorgang, gegen alle Regeln der Liturgie. Die ganze Versammlung ist wie elektrisiert. Dann betritt Goßner die Kanzel. So ernst hat er noch nie gesprochen. Er redet länger als 1½ Stunden. Es ist, als wolle er vor der über alles geliebten Gemeinde sein ganzes Herz ausschütten, ihr noch einmal alles sagen, was er aus Gottes Wort zu sagen hat. Wiederum ruft er Gott zum Zeugen an,

daß er nichts anderes als das lautere Evangelium, wie es in den Schriften des Alten und Neuen Testaments offenbart sei, habe predigen wollen und nach bestem Wissen und Gewissen auch gepredigt habe. Dann hebt er am Schluß seine rechte Hand empor und ruft aus: „Hier stehe ich; Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Amen!“ Es ist das letzte Wort, das Goßner in St. Petersburg von einer Kanzel gesprochen hat. Als am Sonntag darauf die Gemeinde sich wieder zum Gottesdienst versammelt, sind die Türen der Kirche polizeilich geschlossen, während der tapfere Zeuge der Wahrheit selbst den Ausweisungsbefehl in Händen hat, der ihm befiehlt, Rußland in drei Tagen zu verlassen.

Goßner hat seine Petersburger Gemeinde zeit seines Lebens nicht vergessen; sie war dem Heimatlosen zur Heimat geworden, die ihm durch keine andere mehr ersetzt werden konnte, auch nicht durch die *Berliner* Gemeinde. Zwar gelingt es Goßner auch hier, hoch und niedrig, alt und jung unter seiner Kanzel zu einer Personalgemeinde zusammenzuschließen, die ihm dankbar ergeben ist. Aber das, was Petersburg für ihn und was er für St. Petersburg bedeutete, stellt sich nie mehr wieder ein und wiederholt sich nicht. Aus Goßners Berliner Zeit kennen wir zwei fesselnde Berichte von Ohrenzeugen, die das Bild Goßners, wie er wiederum vor einer mannigfach zusammengesetzten Gemeinde das Wort Gottes verkündigt, lebendig schildern. Der eine stammt aus den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, der andere vom Jahre 1840. Wir meinen damit den *Brief Zelters an Goethe* und das Reisetagebuch des baltischen Pastors *Schilling*. Zelter schreibt:

„Der Mann (Goßner) kann 45 Jahre alt sein, er hat Stimme, Ton, Suade, Dialektik, Zuversicht; besonders die Stimme kommt von innen heraus, es ist nicht angeworfen, man kennt alles, aber man hat es so noch nicht gehört. Das Ganze hätte können kürzer sein, aber es

fehlte nicht an Geniestellen und war nicht langweilig, ohne Zorn, Bombast, nicht ohne Glut. Wäre es nicht ein Weilchen her, daß ich keine Predigt gehört, so könnte ich sagen: ich habe seit langer Zeit keine so gute gehört.“

Schilling urteilt:

„Goßner scheint nicht mehr im Zenit seiner Wirksamkeit zu stehen. Während in den Jahren 1828/29 die Bethlehemskirche schon zwei Stunden vor Beginn des Gottesdienstes überfüllt war, sind jetzt die Gänge leer und auch die Stühle nicht dicht besetzt. Was das Formelle der Rede anbelangt, so ist ein großer Unterschied zwischen jetzt und damals wahrnehmbar. Die Predigt, wie immer bei diesem lebhaften Geist, ist extemporiert, doch um die Hälfte kürzer als früher, d. h. noch eine gute Stunde lang. Die Rede selbst, die früher in plebejischer Sphäre sich bewegte, ist jetzt um vieles edler und gehaltvoller. Der kräftige Geist, der tiefe Menschenkenner, der naive Christ, der fröhlich Gläubige spricht sich in jedem Satz aus. Ist die Gemeinde auch weniger zahlreich als früher, so scheint die, welche treu verblieben ist, reifer und geförderter zu sein, als im ersten Anfang bei der plötzlichen Erweckung möglich war.“

Worin lag — so fragen wir — bei Goßners Predigten das Geheimnis ihrer Wirkung? Zunächst gewiß an dem Gebetsgeist, der sie durchglühte. „Im Gebetsleben lag dieses Simsons Stärke“ — schreibt einmal eine Freundin über ihn, „unaussprechlich und unbeschreiblich lag der Beterglanz auf seinem Angesicht, das dann sehr bleich und geistig aussah.“ Äußerlich waren die Predigten oft formlos. So hatte Goßner seinerseits wohl recht, wenn er einmal seinem großen norddeutschen Amtsgenossen, dem Kieler Kanzelredner *Claus Harms*, vorhielt, seine Predigten möchten sich in höherem Grade als Frucht eifrigen Gebets erweisen; aber andererseits ermahnte Claus Harms in seiner knappen.

humorvollen Weise Goßner nicht ohne Grund, über dem Beten nicht den zweiten Teil des Sprichworts zu vergessen.

Goßners Predigten hatten weniger Glanz als Glut; es war die Glut des Beters und des Wahrheitszeugen, die in allen seinen Worten brannte. So war denn der Zeugnischarakter seiner Verkündigung ein anderer Grund für den tiefen Eindruck, den sie hinterließ. Goßner selbst spricht sich darüber wie folgt aus:

„Die Wahrheiten des Christentums mögen sich wohl beweisen lassen. Ich denke aber, sie sollen nicht durch Beweisen, sondern nur durch *Zeugnisgeben* verbreitet werden. Wer die Wahrheit besitzt, beweist sie nicht erst, sondern zeuget von ihr. Wer sie beweisen will, hat sie noch nicht.“ — „Ein Pfarrer ist ein Zeuge der Wahrheit von Jesu . . . Er darf um die Wirkung seines Zeugnisses insoweit unbekümmert sein, als sie von ihm nicht abhängt . . . Er hat nur darauf zu sehen, daß er mit seinem Wandel und Beispiel auch mitzeuge und nicht selbst widerlege, was er mit dem Munde bezeuget.“

Die Erklärung endlich für die Tatsache, daß Goßners Predigten in gleicher Weise hoch und gering, arm und reich, Gebildete und Ungebildete erreichten, ist in der Einfachheit des Herzens zu suchen, die Goßner eigen war. — Ein moderner Schriftsteller hat geurteilt, daß das Christentum fortan nur noch eine Sache von „ganz Wenigen“, und zwar von „ganz Weisen und ganz Einfältigen“ sein werde. — Das ist das Christentum immer schon, von Anfang an, seit den Tagen Jesu und des Apostels Paulus gewesen; und doch ist gerade von den ganz Einfältigen und ganz Weisen eine missionarische Wirkung ausgegangen in die ganze Welt.

„Die wahre Einfachheit“, so schreibt Goßner einmal, „ist die wahre Weisheit; wir dürfen über Jesum nicht studieren, um tiefer in seine Kenntnis und in seine Ge-

heimnisse einzudringen, sondern ihn mit einfältigem Herzen erfassen und behalten durch Glauben.“

Diese Einfalt des Glaubens, die Jesus seligpreist und die der Apostel Paulus als „göttliche Torheit“ bezeichnet, ist der Schlüssel zum Verständnis der Goßnerschen Predigten und Goßners überhaupt. Weil er nichts anderes wollte als ganz einfältig und ungekünstelt Zeugnis geben von Jesus, dem Heiland aller Menschen, und weil er dieses Zeugnis mit seinem ganzen Leben bestätigte, so daß sich kein Zwiespalt zwischen seinem Leben und seinem Reden auftrat, darum hat Goßners Wort, hinter dem er selber stand, einen so tiefen Eindruck auf alle, die ihn anhörten, ausgeübt; darum ist er, der treue und schlichte Zeuge des Evangeliums, von Gott so reich gesegnet worden.

## Der Seelsorger

Alle Arbeit Goßners, auch seine seelsorgerliche, wächst aus einer Wurzel: der Wortverkündigung. Wo er predigt, tritt eine Scheidung der Geister ein. Man ist sehr bald entweder *für ihn* oder *gegen ihn*; ein Drittes gibt es nicht. Die ersten, die sich unter das von ihm verkündigte Wort beugen, fallen dem Spott aller anderen anheim, und nicht nur er, auch seine Anhänger werden verfolgt. Schon in Dirlawang klagt Goßner:

„Der Herr hat sein Werk und Wesen hier, und das will nun der Satan, der Erzfeind des Reiches, nicht leiden, er rast, wütet und stürmt durch den geistlichen und weltlichen Pöbel und schreit, das ist ein falsches Evangelium usw. Die schändlichsten Laster werden den Erweckten angedichtet und ich als der Verführer und falsche Prophet ausgeschrien.“

In St. Petersburg bestrafen Eltern ihre Kinder und schelten Männer ihre Frauen, wenn sie sich zu Goßners Gottesdiensten halten. Der Küster der Jesuitenkirche,

der durch Goßners Predigt zum Glauben kommt, wird seines Amtes entsetzt; Goßner verschafft ihm ein anderes. Der Mönchspriester Photi, ein Rasputin des neunzehnten Jahrhunderts, sucht durch die ihm haltlos ergebene, fanatisierte Gräfin Orlow, der protestantische Superintendent Rheinbott durch die Tante des Kaisers, eine deutsche Prinzessin, Goßner bei Hofe zu verleumden: er verdrehe durch seine Predigt allen Leuten den Kopf und störe den Frieden der Familien. In Berlin hält man jedes Glied der Familie für verloren, das dem Seelenfang des „Muckerpredigers“ zum Opfer fällt. Kurz und gut: wo Goßner hinkommt, regt sich bald die Feindschaft gegen ihn, die in Wirklichkeit nur eine Feindschaft gegen Gottes richtendes und rettendes Wort ist. Aber auch aufrichtige Freundschaft und treue Gefolgschaft, die nichts als dankbare Liebe und Nachfolge *Christi* ist, wird Goßner zuteil.

Dieser Kampf der Geister führt dazu, daß einzelne von seiner Predigt angefaßte Gemeindeglieder zu ihm ins Haus kommen und eine Aussprache suchen. Das ist es, worauf Goßner wartet. Und unverdrossen, jedesmal ganz hingeeben, geht er dann in einer unermüdlchen Einzelseelsorge diesen nun persönlich vom Worte Gottes ergriffenen Seelen nach. Die Arbeit des Seelsorgers ist nichts anderes als die Nacharbeit des Predigers. Die erste, die für die Unruhe ihres Herzens seinen geistlichen Rat holt und damit das erste Glied der später so weit verzweigten, über ganz Deutschland ausgebreiteten und sich bis ins Ausland, ja über ganze Erdteile erstreckenden „Goßner-Gemeinde“ wird, ist eine Töpferfrau in Dirlawang. Nicht lange, so geht Goßner dazu über, die „Erweckten“ — wie er sie nennt — (10 bis 12 Personen) an Sonn- und Feiertagen in seinem Hause zu Bibel- und Gebetsstunden zu versammeln. Er ringt um jede Seele; in seinem Tagebuch und in seinen Briefen berichtet er fortlaufend über jeden Fall und geht seine Freunde um Für-

bitte an. So ist es ihm nichts Neues, wenn er in Basel bei seinen evangelischen Freunden die regelmäßigen Erbauungsstunden — es wird der Römerbrief gelesen — übernimmt. Die Zuhörer vergessen darüber ganz, daß er immer noch römisch-katholischer Priester ist, so biblisch ist die Schriftauslegung. Tief, lebendig, herzlich und doch mit tödlichem Ernst erfüllt, drängt sie immer auf eine persönliche Entscheidung hin.

Zweifellos liegt die besondere Gabe und Stärke Goßners in dieser mehr privaten, sich an einen kleineren Kreis wendenden, seelsorgerisch-erwecklichen Bibelarbeit. Sie war ihm, ehe er nach Basel kam, nicht unbekannt; dennoch hat er gerade hierfür im evangelischen Basel tiefe Eindrücke und neue starke Anregungen empfangen. Im kleinen Münchener Benefiziatenhäuschen gehören die abendlichen Erbauungsstunden von Anfang an zur stehenden Einrichtung. Dort haben die Versammlungen schon ihren geregelten Gang. Zuerst werden Missionsnachrichten und Briefe aus der ganzen Welt vorgelesen. Dazu benutzt Goßner die von der Baseler Christentumsgesellschaft herausgegebenen „Sammlungen“. Darauf wird ein geistliches Lied gesungen, wenn irgend möglich, begleitet von einem Instrument. Als Liederbuch dient das Gesangbuch Zinzendorfs, das Goßner bereits seit Dirlewang überallhin begleitet. Auch das Losungsbuch der Brüdergemeinde lag schon, täglich aufgeschlagen, auf dem Schreibtisch des Pfarrers von Dirlewang. Nach dem Gesang liest und erklärt Goßner eine Bibelstelle, niemals weichlich-sentimental, sondern männlich-ernst und gerade durch diese herbe Kraft die Hörer mit sich fortreißend. Zum Schluß freies Gebet und Segen. Einzelne bleiben dann wohl noch zu einer trauten Aussprache zurück. Von diesen stillen Abendversammlungen im Hause Goßners ist ein heimlicher Strom des Segens ausgegangen, überall, wohin er kam. Alle, die an ihnen teilnehmen, werden nach und nach Goßners

persönliche Freunde; denn gerade in diesen Stunden macht Goßner allen sein Herz weit auf und läßt sie tief in sich hineinschauen, auch in seine persönlichen Nöte, Kämpfe und Siege, und so erwachsen ihm gerade aus dieser Kleinarbeit an allen Orten die treuesten Freundeskreise, mit denen er auch nach seinem Weggang regen seelsorgerlichen Gedankenaustausch unterhält.

In St. Petersburg erscheinen zu dieser Art von Versammlungen von vornherein eine größere Anzahl von Menschen. Bald nimmt der Andrang zu den Erbauungsstunden in solchem Grade zu, daß eine größere Wohnung gemietet werden muß; aber auch diese reicht bald nicht mehr aus. Da läßt Kaiser Alexander I. in der Morskaja, einer der glänzendsten Straßen im Herzen der Kaiserstadt, auf eigene Kosten die luxuriöseste Wohnung mieten, die Goßner je bewohnt hat. Zu ihr gehört ein großer Ballsaal mit Emporen für Musik und Zuschauer. Dieser Raum wird in eine Predigtstätte umgewandelt, die mehr als 1000 Menschen faßt. Hier hält nun Goßner sonntags seine Bibelstunden ab und verlegt dorthin auch die abendlichen Donnerstags-Gottesdienste, die bis dahin in der Jesuitenkirche stattfanden. Die Gemeinde, die sich hier versammelt, wächst im Laufe weniger Jahre mit Goßner so innig zusammen, daß sie diese Versammlungen auch nach seiner Ausweisung aus Rußland fortsetzt. Noch Jahrzehnte lang hält sie zusammen, und erst als später evangelische Prediger nach St. Petersburg kommen, die das Evangelium ganz im Geist Goßners verkündigen, schließen sich die sogenannten „Goßnerianer“ diesen an. Ein Augen- und Ohrenzeuge, *Johann Philipp Simon*, widmet in seinem Buch „Russisches Leben“ ein besonderes Kapitel der Beschreibung dieser Laiengemeinde.

„Goßners Gemeinde“, so schreibt er, „als ich sie kennenlernte, hielt zweimal in der Woche, Donners-



tag und Sonntag, in einem Privatlokal, wo ein Stubenorgelwerk, ein Positiv, stand, Erbauungsstunden, die darin bestanden, daß man zu dem Positiv, das viele Jahre ein gewisser Maler Rockstuhl spielte, geistliche Lieder sang und dann Vorlesungen aus der Bibel und anderen religiösen Schriften hielt. Man betete hier aber auch wie in allen Kirchen, Synagogen und Moscheen Rußlands für den Kaiser und das ganze kaiserliche Haus. Diese Erbauungsstunde wurde auch während der Regierung des Kaisers Nikolaus, und sie werden heute noch gehalten. Gegen Ende der zwanziger Jahre besuchte ich sie nicht selten, und ich sah manchmal noch manchen General als andächtigen Zuhörer hier knien. Alles wurde in tiefer Demut im Namen Jesu gesagt und vorgetragen.“

Goßner selbst bleibt mit seinen Petersburger Freunden in regem, brieflichem Verkehr. Wöchentlich schreibt er an sie einen Sonntagsbrief, der die mündliche Predigt ersetzen soll. Ihnen widmet er sein weltbekanntes Andachtsbuch „*Das Schatzkästchen*“. Für sie vertieft er sich in das Schrifttum Taulers, aus dessen mystisch-dunklen Geistesschächten er funkelndes Gold zutage fördert und in gangbare Münze prägt: Betrachtungen, die, anfänglich nur für die Petersburger bestimmt, später unter dem Titel „*Goldkörner*“ im Druck erscheinen. Ihnen gilt der jährliche *Geburtstagsbrief*. Goßners Geburtstag wurde nämlich von den Anhängern Goßners in St. Petersburg regelmäßig gefeiert, und zu diesem Tag schreibt Goßner jene köstlichen Hirtenbriefe, die später in einem Büchlein „*Briefe von Goßner an seine Gemeinde in St. Petersburg zu seinem Geburtstag*“ gesammelt und gedruckt werden. Der letzte Brief stammt aus dem Jahre 1857, ein Jahr vor Goßners Tod.

Nach seiner Ausweisung aus Rußland reist Goßner unstet und flüchtig in Deutschland umher. In dieser „Vagabundenzeit“, wie er sie selber nennt, betritt er

selten eine Kanzel; wohl aber wird er in allen Häusern, in denen er zu Gaste ist, aufgefordert, häusliche Erbauungsstunden zu halten. So wird er „*Stubenprediger*“ in der Familie *van der Smissen* in Altona, wo ihn *Amalie Sieveking*, die eifrige Förderin des Diakonissenwerkes, kennenlernt. So wird er Hausfreund und Hausprediger in Buchwald bei der *Gräfin Reden*, der Gründerin der Buchwalder Bibelgesellschaft und der Schutzherrin der wegen ihres Glaubens aus der Tiroler Heimat vertriebenen und im schlesischen Bergland angesiedelten Zillertaler. Bis in sein höchstes Alter findet Goßner dort im gräflichen Schloß, dem Sammelpunkt eines regen geistlichen Lebens, immer wieder körperliche Erholung und seelische Entspannung. Von seinem Fenster schweift der Blick über eine bezaubernde Landschaft bis nach dem höchsten Gipfel des Riesengebirges hin, der Schneekoppe, und bald ist ihm, dem gehetzten und hartgeprüften Glaubensstreiter, das ganze Hirschberger Tal und die Lausitz zu einer Freistatt und Zuflucht geworden; denn nicht nur die Gräfin Reden, sondern ein ganzer Kreis von hochgesinnten Freunden nimmt ihn schützend auf: Graf Heinrich XXXVIII.-Reuß in Jänkendorf und Stonsdorf, Prinz Wilhelm und Prinzessin Marianne von Preußen in Fischbach, Prinz Radziwill und seine Gattin, Prinzessin Luise von Preußen, in Ruhberg, Feldmarschall von Gneisenau in Erdmannsdorf, Graf Konstantin Stolberg-Wernigerode in Jannowitz, Graf Anton Stolberg auf Schloß Kreppelhof bei Landshut, Burggraf Heinrich Ludwig Dohna in Hermsdorf und Karl von Heynitz in Königshain.

Wie es bei diesen Stubenpredigten Goßners in den Häusern hin und her zugging, mögen zwei kurze Briefausschnitte zeigen.

„Goßner“, so schreibt *Luise Reichardt* von Goßners erstem Auftreten in Altona, „scheint ein herrlicher Mann zu sein, durchaus natürlich und wahrhaft und

bei einer großen Lebendigkeit ohne alle Heftigkeit. Der Friede Gottes leuchtet aus seinen Augen, sein Äußeres hat nichts Ausgezeichnetes; er grüßte alle freundlich, als er eintrat, ohne sich einer zu nähern. Meine Freundin hatte vor ihm eine Bibel auf den Tisch gelegt, die er alsbald aufschlug und fragte, ob sie ihm einen Gegenstand oder vielmehr eine Stelle, worüber er uns etwas sagen könne, nennen wolle. Sie bat ihn, sich diese selbst zu wählen. Der erste Brief an Timotheus lag gerade aufgeschlagen, und er nahm, ohne weiter nachzudenken, die ersten zehn Verse des Kapitels, betete erst so innig für uns alle, las sodann die Bibelstelle und sprach wohl eine Stunde so unvergleichlich, daß ich es nie vergessen kann und Dir, wenn Du bei mir wärst, heute noch vieles wörtlich wiederholen könnte. Es ist ein so schöner, natürlicher Fluß der Rede; die Stimme, die er nie ganz erhebt und dabei äußerst deutlich spricht, geht gerade zum Herzen; es ist da nichts Störendes. Gott segne und behüte ihn! Meine Seele lobe den Herrn, denn ich werde so glücklich sein, ihn öfter zu hören, denn es soll ein feststehender Zirkel werden . . . .“

Der andere Brief stammt aus der Feder der Gräfin *Friederike Dohna* (in Schlesien):

„Am Dienstagabend hielt Goßner eine Erbauungsstunde auf unserem Eßsaal vor einer Menge der Zuströmenden, ohngeachtet kaum eine Stunde vorher die Kunde erst hier und da eintraf, weil er es selbst nicht wollte. Aber der Saal und Vorsaal, meines Mannes Stube und die meinige waren angefüllt, und der liebe Goßner — diese Stimme eines Predigers in der Wüste — sprach mit eindringender, aber nicht verwundender Gewalt über die vier ersten Verse des Liedes 803 im Brüdergesangbuch — mir unvergeßlich . . . . Der tägliche, nicht schmeichelnde, aber wahrhaft fördernde Umgang mit diesem treuen, begabten Jünger Christi

ist mir so ans Herz gekommen, daß ich mich nicht ohne großen Schmerz davon entwöhnen werde.“

Ein ähnlicher geistesverwandter Freundeskreis wie in Schlesien bildet sich später auch in *Pommern*, worüber Goßner seiner gräflichen Freundin in Buchwald einen Bericht von erquickender Frische erstattet:

„Mitten unter den Abkömmlingen von den alten Kassuben und Vandalen habe ich soviel Segen, Rührung und Bewegung der sonst so rohen und harten Herzen wahrgenommen, daß ich dem Herrn nicht genug danken konnte. Ach, wie beschämte mich dieses Volk! Der Herr hat Großes an ihnen getan. Ich stand wie im Himmel, wenn ich unter ihnen stand — ihnen Gottes Wort verkündigte; täglich kamen sie und aßen hungrig das Brot, das der Herr mir gegeben hat, ihnen zu brechen. So arm ich innen und von mir selber bin, so reich machte er mich unter diesem Volk. Ihm sei Ehre, Lob, Preis und Dank!“

Dort sind es die Familien von Below auf Seehof bei Stolp, die Kleist, Blumenthal, Puttkamer, Bismarck, Senft, Glasenapp, Thadden, Blankenburg, die Goßner auf ihre Güter rufen, um sich mit ihm an der hellen, heißen Flamme des Evangeliums das Herz zu verbrennen. Mit den meisten von ihnen bleibt Goßner in regem, freundschaftlichem und seelsorgerlichem Briefwechsel. Als dem Reichskanzler *Fürst Bismarck* 1849 der erste Sohn Herbert geboren wird, vollzieht *Goßner die Taufe*.

Auch in der *Berliner Gesellschaft* findet Goßner freundliche Aufnahme: z. B. bei dem bekannten Professor der Rechtswissenschaft Savigny und dem späteren Kultusminister von Bethmann-Hollweg, der ihm bis zu seinem Tode eng befreundet bleibt und einen Nachruf widmet, der ein tiefes, inniges Verständnis der Goßnerschen Art verrät. Dazu kommt ein Kreis jüngerer Freunde: von Lancizolle, Thadden, Poyda, Senft, von Gerlach, von Schlieffen u. a. Ihnen allen

tritt Goßner seelsorgerlich nahe. Im besonderen aber sind es die Häuser des Oberpräsidenten von Schönberg und des hochherzigen *Barons von Kottwitz*, in denen er aus- und eingeht und Erbauungstunden hält. Nicht immer fühlt sich Goßner in dieser Rolle glücklich, obwohl er mit seinen Gastgebern persönlich aufs tiefste befreundet ist; aber an den bunt wechselnden Gästen übt er eine humorvolle Kritik. Er schreibt da über die Berliner:

„Die Berliner sind commode; sie lassen sich Christum ins Haus und in die Stube tragen, und ich will noch danken, wenn sie nur nicht zu bequem sind, ihn, so nahe habend, ins Herz vollends aufzunehmen und einzuladen. Sie hören gern wie die Athenienser, das muß ich ihnen nachsagen; ob's aber haftet und Frucht bringt, das sieht man erst im Herbst. Es ist hier, wenn ich's sagen darf, viel Berliner Blau, und das wird schwer halten, himmelblau daraus zu machen.“

Gelegenheit, in Berlin für das Himmelreich zu wirken, wird Goßner genug gegeben. Drei Jahrzehnte arbeitet er als Gemeindepfarrer in der ständig wachsenden Großstadt. Bei seiner Amtseinführung am 31. März 1829 ist *Schleiermacher*, der ihn schon im Herbst 1818 auf einer Ferienreise in München besucht hatte, zugegen und wünscht Goßner mit freundlichen Worten zu seinem neuen Amte Gottes Segen. In den langen Amtsjahren wird Goßner in Berlin geradezu eine populäre Erscheinung. Er kommt mit allen Kreisen des Volkes in Berührung, mit Offizieren, Studenten, schlichten Bürgern, Handwerkern und Arbeitern. Er liest in der Seele des Volkes so gut wie in den Seelen der Aristokraten. Darüber sind mancherlei Geschichten im Umlauf. So ruft einmal ein Steinsetzer in der Mauerstraße dem zum Gottesdienst in die Bethlehemskirche eilenden Pastor ein höhrendes „Prosit, Goßner!“ zu, indem er zugleich die gefüllte Branntweinflasche zum Munde führt. Goßner bleibt einen

Augenblick stehen und erwidert ruhig: „Ich kann trinken, wann ich *will*; du aber *mußt* trinken.“ Dann eilt er weiter. Das Wort aber ist wie ein ausgeworfener Angelhaken, der seine Beute nicht losläßt. Zwei Tage später findet ein bußfertiger Sünder den Weg zu Goßners Tür, und als er wieder aus ihr herauskommt, hat er den ersten schweren Schritt zu dem hin getan, der — wie Goßner ihm vorzuhalten nicht müde wird — „allen Durst auf ewig stillt“.

Überhaupt diese Tür im Goßnerschen Pastorat — steht sie je still? Und ist Goßner am Abend von Besuchen erschöpft, dann hält ihn, ach, wie oft bis Mitternacht, der Schreibtisch fest, der einem Beichtstuhl gleichkommt, an dem Menschen aus den verschiedensten Ständen und Gegenden Deutschlands, aber auch aus dem Ausland und von Übersee Goßner als ihrem evangelischen Beichtvater in vertrauten Briefen ihr Herz ausschütten.

Vielen einzelnen Menschen kommt Goßner in außerordentlicher Weise nahe, wie z. B. jenem Baron von Campenhausen in St. Petersburg, der eine Zeitlang Goßners Predigten nur aus Neugierde besuchte, dann aber, im höfischen Leben aufgehend, was ihn innerlich hätte weiterführen können, vergaß. Da geschieht es, daß ihm auf einer Spazierfahrt die Pferde scheu werden und durchgehen; er wird aus dem Wagen geschleudert und bleibt bewußtlos liegen; der Kopf ist schwer verletzt, der rechte Arm zerschmettert. Der Brand tritt hinzu, und nach drei Tagen naht der Tod. Sobald der Sterbende zum Bewußtsein kommt, ruft er sofort nach Goßner, der ihm dann bis zu seinem letzten Atemzuge mit dem ganzen Trost des Wortes Gottes zur Seite steht. Auch die *Prinzessin Marianne von Preußen* läßt sterbend Goßner nicht aus ihrer Nähe.

Besonders ergreifend aber ist das Verhältnis Goßners zu der bereits erwähnten *Luise Reichardt* gewesen, der Tochter des s. Z. berühmten, Goethe befreundeten

Kapellmeisters in Giebichenstein bei Halle. Luise Reichardt, in ihrer Jugend eine gefeierte Schönheit, Sängerin und Komponistin, verlobte sich mit dem Dichter Eschen, aber kurz vor der Hochzeit fand der Bräutigam bei einer Bergbesteigung in der Schweiz einen grauenhaften Tod. Man fand ihn abgestürzt, körperlich zwar unverletzt, aber im Eise eingeklemmt und erfroren. Damals kam über Luise Reichardt jene tiefe Schwermut, die sich nie wieder ganz verlor. Erst nach Jahren bewarb sich um sie ein junger Maler, den der Vater als Gast ins Haus gebracht hatte: Gareis. Es schien, als sollte für Luise ein neues Leben beginnen. Schon war die Hochzeit angesetzt, und zwar sollten zugleich mit Luise ihre beiden Stiefschwestern getraut werden; Gareis weilte noch auf einer Studienreise in Italien; man erwartete nur noch den Brief, der die Stunde seiner Ankunft mitteilen sollte: da kam die Nachricht seines Todes. Er war in Florenz von einem Fieber ergriffen worden und nach wenigen Tagen gestorben. Am Hochzeitstage der Schwestern wollte man Luise entfernen, aber sie war gefaßter denn je, besorgte alles und war stille Zeugin bei dem Feste. Seitdem war Luise Reichardts Leben nur noch dem *Dienst an anderen* geweiht. Sie schaute nach treuen Führern für ihre heilsverlangende Seele aus. *Herder* war es, der sie in den *Vorhof* des Hauses Gottes führte; dann erschloß ihr *Schleiermacher* den *Blick* ins Heiligtum; aber *Goßner*, den sie in Hamburg kennenlernte, nahm sie herzlich bei der Hand und *ging mit ihr in das Allerheiligste*: er wies sie zu *Christus*, in dessen Dienst sie die Erfüllung ihres Lebens fand.

Wie Luise Reichardt, so haben viele Menschen den Tag gesegnet, an dem Goßner, der treue Seelsorger, in ihr Leben eintrat, um all ihr Leid, ihre Schuld und ihre Not in sein eigenes Leben hineinzunehmen. Er tat es, indem er sie alle im Gebet vor den brachte, der alle Wunden heilt, die Sünde vergibt und Sorge in

Segen verwandelt. Wenn es in dem Berliner Pastorat in der Wilhelmstraße Nr. 29 je still wurde, dann war es die Stille des Gebets.

So, aus dieser innersten Verbundenheit des Seelsorgers mit den ihm anvertrauten Seelen ist Goßners Freundeskreis erwachsen, ohne jede äußere Organisation und ohne werbende Propaganda, zusammengehalten allein durch jene unendlich feinen, unsichtbaren, aber festen Fäden priesterlicher Fürbitte. *Das ist Goßners Hinterland, das er sich auf den Knien liegend, betend erkämpft hat*, ein Hinterland, das nicht geographisch und statistisch erfaßt werden kann und doch da ist: das schimmernde Land einer aus der Seelsorge eines gottbegnadeten Seelsorgers herausgewachsenen Glaubens- und Gebetsgemeinschaft. Goßners Krankenhaus und Goßners Heidenmission sind von dorthier getragen und gespeist worden.

## Der Schriftsteller

Durch zwei Büchlein ist Goßner weltbekannt geworden: durch sein Andachtsbuch, das „Schatzkästchen“, und durch sein „Herzbüchlein“. Das „Schatzkästchen“ kommt in erster Auflage im Jahre 1825 heraus und wird immer wieder aufgelegt. Es wird ins Englische, Holländische, Schwedische, Dänische, Norwegische, Finnische und Polnische übersetzt. Es begleitet die deutschen Auswanderer nach Sibirien, Nordamerika und Australien. Es wird das Andachtsbuch der Goßnerschen Missionare in allen Kontinenten.

Eine noch weitere Verbreitung findet das „Herzbüchlein“ Goßners, eine derb-anschauliche Schrift, die der Verfasser nach einem katholischen Urbild für seine bayrischen Bauern geschrieben hat. Da ist auf vielen Seiten das Herz des Menschen abgebildet. Christus und der Teufel können darin wohnen, alle Todsünden,



aber auch die Seligkeit eines erlösten Gotteskindes. Die Sünden werden durch Tiergestalten versinnbildlicht. Dann wird gezeigt, wie Gottes Wort und Geist auf das Menschenherz einzuwirken beginnen. Die Tiergestalten entweichen oder sie kehren wieder ins rückfällige Menschenherz zurück, bis endlich im Herzen des Menschen das Kreuz Christi aufgerichtet dasteht oder der Teufel den Thron besteigt. Dieses einfältige Büchlein wandert durch die Welt. Es ist heute, soweit feststellbar, übersetzt: ins Russische, Finnische, Norwegische, Armenische (Ost- und Westarmenisch), Türkische (Alt- und Neutürkisch), Arabische, Amharische; in drei westafrikanische Sprachen: Twi, Duala, Ga; in die südindischen Sprachen: Tamil, Telugu, Kanaresisch, Malayalam; in die nordindischen Sprachen: Hindustani, Hindi, Mundari; ins Javanische, Bataksche, Niassische, Dajaksche, in die Truksprache (Karolinen) und ins Chinesische.

Über dem Bild des Menschenherzens ist Seite für Seite ein Menschenantlitz gezeichnet.

Auf der Wanderung des Büchleins durch die Rassen wandeln sich die Gesichtszüge vom Nordischen bis ins Chinesische: ein stillschweigendes Zugeständnis zu der biblischen Wahrheit, daß das Menschenherz in Nord und Süd, in Ost und West das gleiche ist, daß aber auch die Kraft des Evangeliums eine völkische und rassische Schranke nicht kennt.

Was hat außer dem „Schatzkästchen“ und dem „Herzbüchlein“, den Büchern, die die Welt durchwandern, Goßner sonst noch geschrieben und im Druck erscheinen lassen? Zunächst eine eigene Übersetzung des Neuen Testaments für das katholische Bayern. Am liebsten möchte Goßner das Neue Testament in der lutherischen Verdeutschung, die er persönlich für die kraftvollste und unnachahmlich beste hält, ins katholische Volk tragen; aber zu verhaßt ist der Name des Reformators, zu tief eingewurzelt das Vorurteil gegen

sein Reformationswerk bei den katholischen Volksgenossen, als daß die Lutherbibel Aussicht auf Verbreitung hätte. Darum vertreibt Goßner zunächst, z. T. schon mit Hilfe der Londoner Bibelgesellschaft, das im Jahre 1809 erschienene sogenannte „Regensburger“ Neue Testament. Auf die Dauer aber kann ihm dessen Text, dem man noch zu sehr die Befangenheit im starrkatholischen Kirchenglauben anmerkt, nicht genügen. So macht er sich selbst an die Übersetzungsarbeit. *Goßners Neues Testament*, unter den damals vorhandenen katholischen Übertragungen ohne Zweifel die textgemäße und sprachlich volkstümlichste, erscheint im Herbst 1815, von dem bischöflichen Generalvikariat in Freising zu München genehmigt und von dem damaligen Kronprinzen Ludwig durch eine goldene Denkmünze geehrt. Nach kaum zwei Jahren sind 27 000 Exemplare verbreitet, so groß ist der Hunger nach Gottes Wort im katholischen Land. Als die englischen Bibelfreunde davon hören, schicken sie sechs Druckpressen, damit ja keine Unterbrechung und Verzögerung eintrete; und so wird das kostbare Büchlein in wenigen Jahren wohl dreißigmal neu aufgelegt und in vielen tausend Exemplaren verkauft.

Jetzt erst geht Goßner auch an die *Auslegung* der heiligen Schriften des Neuen Testaments heran, wobei ihm die Erfahrungen in der praktischen Bibelarbeit zugute kommen. So entsteht im Jahre 1818, also noch in Goßners katholischer Zeit, ein Werk, an das Goßner seine ganze Schrifterkenntnis und Glaubenserfahrung gewandt hat: „*Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi*.“ Auch von diesem Buche erscheinen mehrere Auflagen, die dritte mit dem geänderten Titel: „Das Erbauungsbuch der Christen.“ In der Tat ist *Goßners Kommentar zum Neuen Testament* ein Volks- und Erbauungsbuch im besten Sinne des Wortes: es verzichtet bewußt auf die bloße Wissenschaftlichkeit.

„Gelehrsamkeit“, so bekennt Goßner selbst, „ist von

mir und meinem Buch weit entfernt; die darfst Du bei mir gar nicht suchen. Ich weiß und will nichts wissen als Jesum Christum, den Gekreuzigten, und den in Einfalt und herzlicher Liebe, aber ganz und mit ganzer Seele.“

Wie alles, was Goßner schreibt, ist auch dieses Buch eingefügt in die Zeitgeschichte und macht darum auch Geschichte. Während sich Goßner in Petersburg aufhält, wird es neu aufgelegt und zugleich ins Russische übersetzt. Goßner ahnt nicht, welchen Sturm er damit entfesselt. Die Übersetzung seines Kommentars zum Neuen Testament in die russische Sprache führt zum Sturz des Kultusministeriums Galitzin, zur Unterdrückung der Russischen Bibelgesellschaft und zur Verbannung des Verfassers selbst aus dem russischen Reiche. Die dem Fürsten Galitzin und damit auch Goßner feindliche Partei hat in Erfahrung gebracht, daß Goßners Buch in der Gretschen Buchdruckerei zu St. Petersburg in deutscher und russischer Sprache herauskommt. Man sucht die Lehrjungen zu bestechen, um die Druckbogen in die Hände zu bekommen — vergeblich. Selbst das Angebot von 200 Rubeln fruchtet nichts. Da stellt sich der Beamte Stepanoff krank und läßt den Arzt Dr. Christian Witt rufen, von dem er weiß, daß ihm, als einem Freunde Goßners, die Korrektur des russischen Textes übertragen ist. Bei dem Besuch des Arztes läßt der Scheinkranke durchblicken, daß seine Krankheit auch mit inneren, seelischen Nöten zusammenhänge, und bittet ihn, ihm zur Erbauung einige Bogen des neuen Goßnerschen Werkes zum Lesen zu geben. Der nichtsahnende Arzt erfüllt die Bitte, und so gelangen die noch nassen Bogen in die Hände der Feinde, deren vom Haß geschärfte Augen sofort eine Stelle entdecken, die Goßner belasten könnte. Es handelt sich um die Erklärung des Verses Matth. 1, 25, in der Goßner die Möglichkeit zugibt, daß Maria außer dem Erlöser auch noch andere Kin-

der gehabt haben könne — eine Behauptung, die für die russische Kirche einfach untragbar erscheint. Nun wird der russische Metropolit Serafim veranlaßt, sofort eine Audienz beim Zaren nachzusuchen. Er erhält sie; aber zweimal kehrt der gutmütige und etwas beschränkte geistliche Würdenträger mit seinem Wagen um, bis ihn der fanatische Mönchspriester *Photi* und dessen Helfershelferin, Gräfin Orlow, zum drittenmal an den Wagenschlag begleiten und ihn nötigen, endlich zum Kaiser zu fahren. Hier legt Serafim seine Tiara feierlich zu den Füßen Alexanders I. nieder und erklärt, sie nicht eher aufsetzen zu wollen, als bis das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten aufgehoben, der Minister Galitzin entfernt und die schädlichen Bücher unterdrückt seien. Als Beweisstück für die Staatsgefährlichkeit und Kirchenfeindschaft des Ministeriums dient die Goßnersche Erklärung des Matthäus-Evangeliums. Der Kaiser läßt sich überzeugen, Fürst Galitzin wird abgesetzt und Goßner endgültig aus Rußland entfernt.

Als katholischer Priester ist Goßner der liturgische Teil des Gottesdienstes ebenso wichtig wie die Wortverkündigung selbst. So hält er sich zunächst an die Formen der römischen Messe, wobei er freilich in die schwersten Gewissenskonflikte gerät. Einmal gibt er auf die Frage, wie er denn noch mit gutem Glauben vor der Monstranz knien könne, die Antwort: „Ich beuge das Knie vor dem allgegenwärtigen Gott“; in der Franziskanerkirche zu Düsseldorf aber stellt der alte bucklige Meßdiener, dessen Latein dazu gerade noch ausreicht, fest, daß der Kaplan Goßner die Worte der Meßliturgie, die die Wandlung wirken, fortläßt, und meldet es der Kirchenbehörde. Es kann nicht ausbleiben, daß Goßners aus dem Evangelium geschöpfter Glaube auch die Schranken des römisch-katholischen Kultus durchbricht.

In Basel hat Goßner die Bedeutung des deutschen

Kirchengesangs kennengelernt und will ihn nun in München auch im römisch-katholischen Gottesdienst einführen, was den Unwillen der römisch gesinnten Gemeindeglieder erregt. So rufen im besonderen die Adventsandachten, die Goßner 1817 in der Elisabethkirche zu München hält, auf der einen Seite lebhaft Zustimmung, doch auf der anderen Seite auch heftigen Widerspruch hervor. In St. Petersburg, wo Goßner viel freier schalten und walten kann, liest er die Messe in deutscher Sprache und feiert das Abendmahl in beiderlei Gestalt (in der römisch-katholischen Malteserkirche!), indem er, der Priester, das Brot austeilte, während er den Kirchendiener, also einen Laien, hinter sich hergehen und der Gemeinde auch den Kelch reichen läßt. Hier führt er für seine Personalgemeinde, die allerdings zum größten Teil aus Protestanten besteht, auch ein *eigenes Gesangbuch* ein. Es handelt sich um die „*Sammlung auserlesener Lieder von der erlösenden Liebe*, herausgegeben von Johannes Goßner“. Sie erscheint 1820 zum erstenmal und wird wiederholt — später mit einem dazugehörigen Choralbuch — aufgelegt. Charakteristisch für das Goßnersche Gesangbuch sind die Wechselgesänge, die abwechselnd von dem Chor, der Gemeinde und dem Liturgen angestimmt werden. So, als Wechselgesang zwischen dem Prediger und der Gemeinde, tritt uns in der Sammlung auch jenes Ausgangslied entgegen, dessen Verfasserschaft vielfach Goßner zugeschrieben wird: „Segne und behüte uns mit deiner Güte! Herr, erhebe dein Angesicht über uns und gib uns Licht!“ In Goßners Liedersammlung taucht zum erstenmal auch das Lied auf, zu dessen Melodie er den Petersburger Komponisten Bortnianski angeregt hat, das seitdem in keinem Gesangbuch fehlt und sich als ein Teil des alten Zapfenstreichs auch der Männerwelt eingepägt hat: „Ich bete an die Macht der Liebe . . .“

Es wäre verwunderlich, wenn solch ein Prediger von

Gottes Gnaden, wie Goßner es war, nicht auch seine Predigten veröffentlicht hätte. Oft erscheinen sie, bald nachdem sie gehalten sind, im Druck. Ein Manuskript mit der Auslegung solcher Texte, über die Goßner wahrscheinlich in München gepredigt hat, hinterläßt der Verfasser seinen Münchener Freunden als Abschiedsgeschenk; nach seinem Tode werden sie unter dem Titel „*Vergißmeinnicht*“ veröffentlicht (1859). Auch die 21 Predigten, die Goßner in Form von Sendschreiben an seine verlassene Petersburger Gemeinde richtet, werden später gedruckt. Endlich kommt eine Sammlung älterer, bereits gedruckter und ungedruckter Predigten 1838 in Nürnberg heraus, darunter auch die berühmte Münchener Abschiedspredigt, die unter dem Titel „Der uralte katholische Glaube“ als Traktat viel verbreitet und z. B. auch ins Holländische, Französische, Wendische und Böhmisches übersetzt worden ist.

Die Unterweisung der Kinder liegt Goßner seit jeher am Herzen. Auf immer neue Weise versucht er, sie mit der biblischen Geschichte und mit der christlichen Glaubenslehre vertraut zu machen. So wachsen aus diesem Zweig seiner Gemeindegemeinschaft auch jene „Handbibeln“ und „Handbücher“, „Sitten- und Heilmittellehren“ heraus, die Goßner für den Katechismusunterricht der Kinder schreibt. Schon in Dirlewang hat sich Goßner mit der ganzen Gewissenhaftigkeit, die ihm eignet, der Gemeindejugend angenommen. Täglich besucht er dort die Schule und sucht besonders die Katechese anschaulich und anregend zu gestalten. Es ist ihm auch geschenkt, kindertümlisch zu sprechen und den Kinderseelen die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments unvergeßlich einzuprägen. In München werden ihm nach und nach 700 Kinder zur Kinderlehre zugeführt. Für sie läßt Goßner in äußerer Anpassung an die Ordnung des römischen Katechismus eine kleine Handbibel, bestehend aus Bibelsprüchen

und Liedversen, drucken. Als man darin das Fegefeuer vermißt, gibt er freundlich zur Antwort: „Ich habe in der Bibel keins gefunden und getraue mir also in dieselbe auch keins hineinzumachen — es ist ja die Hölle schon heiß genug.“

Goßner ist mit seinem ganzen Herzen dabei, als die Kinder dann die Erneuerung ihres Taufgelübdes und später auch das Weihnachtsfest feiern, und jedesmal macht er ihnen mit irgendeinem kleinen Traktat, den er eigens für sie geschrieben hat, eine Freude. Auch in St. Petersburg schicken sowohl römisch-katholische wie auch protestantische Eltern ihre Kinder zu Goßner in den Religionsunterricht, der zweimal in der Woche stattfindet. So besucht z. B. der kleine Adolf Harnack, um die Jahrhundertwende Theologe von Weltruf, Goßners Christenlehre. Auch für diese Kinderstunden schreibt Goßner ein besonderes Handbüchlein. In Berlin gründet Goßner jene bekannten *Kinder-Warteanstalten* (für noch nicht schulpflichtige Kinder), die heute noch seinen Namen tragen. Vierundzwanzig Jahre lang leitet und betreut er sie persönlich und läßt es sich selbst in seinem höchsten Alter nicht nehmen, wenigstens den Weihnachtsrundgang durch alle Anstalten zu machen. Im ganzen sind etwa 17 000 Berliner Kinder durch Goßners Fürsorge hindurchgegangen, und auch für sie ist der greise Kinderfreund literarisch tätig. Gern verbreitet er unter ihnen ein „*Gebetbüchlein für Kinder*“, das bereits im Jahre 1823 in 5. Auflage erschien. Ferner ist zu erwähnen sein „*Wegweiser für junge Wanderer am Scheidewege*, ein Nachruf an die eingeseignete Jugend, die zum erstenmal das heilige Abendmahl genoß“. Außerdem hat Goßner zeit seines Lebens etwa 60 kleinere und größere Kindertraktate verfaßt, die bei seinem Tode in 20 000 Exemplaren verbreitet sind.

Obwohl Goßner kein Mystiker ist, sondern eine biblisch-prophetische Glaubenshaltung einnimmt, so

kommt er doch von der deutschen Mystik her. Davon zeugt seine Übersetzung der „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis und eine Auswahl aus den Schriften Taulers und Zinzendorfs, die er mit Erklärungen herausgibt. Ferner betätigt sich Goßner auch als Geschichtsschreiber. Er schreibt die Geschichte der bayerischen Erweckungsbewegung. Er läßt die Predigten von Martin Boos, der Hauptgestalt jener Bewegung, drucken und wird zuletzt der Biograph seines Freundes und Mitkämpfers.

Auch Monatsschriften gibt Goßner heraus: ein Missionsblatt „*Die Biene auf dem Missionsfelde*“ und eine christliche Familienzeitschrift: „*Der christliche Hausfreund*“. Dazu kommt endlich der ausgedehnte Briefwechsel, der sich nach und nach über alle fünf Erdteile erstreckt: Briefe, die Zeugnis- und Kampfcharakter tragen. Oft sind sie in heiligem Zorn stürmisch aufs Papier geworfen. Man lese nur seinen Brief an den Berliner Bürgermeister, der das Halten von Andachten im Elisabeth-Krankenhaus verbietet! Wie im Sturmwind fährt die breite Feder über das grobe, graue Papier dahin. Bücher, Blätter, Briefe: staunend steht der Leser vor der schriftstellerischen Leistung des Mannes, der oft wie ein gehetztes Wild von Ort zu Ort, von Land zu Land reiste. Könnte er den fleißigen Schreiber selbst fragen, woher ihm bei aller Unruhe seines Lebens die Stille und die Kraft zu solcher Arbeit kam, er würde nur einen Namen nennen hören: Christus.

## **Goßners Anteil an der Inneren und Äußeren Mission**

Wenn man von dem Anteil Goßners an der Inneren und Äußeren Mission spricht, muß man zuerst alles hinwegdenken, was irgendwie an eine Organisation oder an eine „Anstalt“ erinnert. Was Goßner tut, ist



etwas ganz Einfaches. Er lebt in der Wirklichkeit des Reiches Gottes, die sich ihm örtlich als die Gemeinde und in ihr die Kerngemeinde darstellt, nämlich die Gemeinschaft der wahrhaft gläubigen Jünger Jesu Christi. Hier sieht er die Kräfte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung als Gaben des Heiligen Geistes am Werk. Diesen Gaben stellt er Aufgaben, ganz planlos und unbefangen, so wie sie sich aus der Lage, in der er sich gerade befindet, ergeben. Dabei kann Goßner unvoreingenommener, einfältiger, kindlicher, *ursprünglicher* handeln als seine Freunde und Feinde und darum Wege gehen, die naiv, ungewöhnlich, gewagt, ja geradezu unvernünftig erscheinen und den Widerspruch seiner Zeitgenossen herausfordern. Weil er aber diese Wege *im Glauben* geht, wird bei ihm sogar Irrtum in Weisheit, Schwäche in Kraft und Schuld in Segen gewandelt. Die Spannung, in der er lebt, ist nicht eine Spannung in seinem Charakter, so spannungsreich dieser auch sein mag, sondern hängt mit der Spannung zusammen, in der das Reich Gottes mit den in ihm waltenden Kräften zur Welt und sogar zu der geschichtlichen Erscheinungsform der Kirche steht.

Ganz *bewußt* baut Goßner alles, was er unternimmt, auf dem lebendigen Kräftespiel geistgewirkten Glaubens auf, also auf der Kirche *in* der Kirche, auf der Gemeinde *in* der Gemeinde. Daraus erklärt sich auch der Spürsinn Goßners für alles Organische und Gewachsene und seine instinktive Abneigung gegen alles Organisatorische und Gemachte. Damit hängt ferner zusammen, daß alles, was Goßner beginnt, im Ansatz und im Anlaß, in der Methode und auch, was den Umfang des Aufgabenkreises betrifft, einen durch und durch *persönlichen* Charakter trägt. Goßner weiß, daß jede Arbeit, die nicht frei und unmittelbar aus der Glaubenskraft der lebendigen Gemeinde herauswächst, sondern nur mittelbar, auf dem Umweg über die Behörde angeordnet und organisiert wird, früher oder

später selbst etwas Organisatorisches, Anstaltliches und Sachliches wird und damit erstarrt oder gar verweltlicht und abstirbt. Darum achtet er *mit einem ewig wachen Herzen* auf die Grenze, an der ein Unternehmen, unter dem *Trieb* des Geistes begonnen, zum *Betrieb* wird, seinen persönlichen Charakter verliert und, etwas durchaus Unpersönliches, zum Dienst *an einer Sache* wird. Goßner dient keiner Sache, auch keiner christlichen Sache, sondern seinem Herrn Christus persönlich. Darum erwartet er auch von seinen Missionaren und Krankenschwestern nichts mehr und nichts weniger als ein persönliches Glaubensverhältnis zu ihrem Herrn. *Das ist das Entscheidende*, während er die wissenschaftliche Ausbildung und Zurüstung, sowie die methodische und organisatorische Begabung und Tüchtigkeit seiner Mitarbeiter zwar nicht unterschätzt, aber doch erst an die zweite Stelle rückt. Im Reiche Gottes und in allem Reichsgotteswerk — das ist seine Überzeugung — kommt es nicht auf menschliche Klugheit und Methoden, auf Zahlen, auf Geld und Organisation an, mögen diese Dinge in der Welt und auch in der Kirche noch so wichtig und notwendig sein: mehr als auf alles andere kommt es hier auf das Maß der vom *Heiligen Geist geschenkten Kräfte und Gaben an*.

Darum wird Goßner nicht müde, auf das *Gebet* als *das wichtigste Mittel zum Aufbau des Reiches Gottes* hinzuweisen. Ihm selbst wird mit Recht an seinem Sarge nachgesagt: „Er hat zurechtgebetet die Mauern des Elisabeth-Krankenhauses und die Missionsstationen in Indien.“ Und ganz böse kann Goßner werden, wenn er in der Leitung irgendeines christlichen Unternehmens den rechten Gebetsgeist vermißt. So tritt er z. B. aus dem Berliner Komitee der Bibelgesellschaft aus, weil man in ihm übereingekommen ist, die Sitzungen mit einem *stillen* Gebet zu beginnen. Mit verletzender Grobheit wendet er sich gegen diesen Beschluß.

„Eine Bibelgesellschaft“, so schreibt er, „die nicht mit Gebet, mit lautem, feierlichem Bekenntnis ihre Abhängigkeit von Gott und Gottes Segen anfängt, die sich dessen schämt, die keinen Sinn, kein Herz, keine Freudigkeit dafür hat, ist mir nicht eine ecclesia sancta et devota (eine geheiligte und an Gott gebundene Gemeinschaft), sondern eine synagoga profanorum et plebejorum sine numine et sine lumine (eine völlig verweltlichte, von Gott und vom Geist verlassene Genossenschaft), ist mir eine Gesellschaft von Fackelträgern oder Laternenanzündern, die selbst blind sind oder sich die Augen geflüssentlich verbinden, daß sie das Licht nicht sehen, das sie andern vorhalten oder anzünden, ist mir eine Gesellschaft von Ölhändlern, die den Salat ohne Öl essen, Weinhändlern, die Wasser trinken, Fuhrleuten, die den Wagen nicht schmieren . . . Wer nicht beten will, der lasse es bleiben; er hindere und wehre aber denen nicht, die beten wollen! Wenn ich in die Versammlung komme und wollte beten, und es wehrte es mir einer, so würde ich Hut und Stock nehmen und davongehen, als wenn mich ein toller Hund beißen wollte. Aber ich werde nicht kommen, solange gewiß nicht, als Mitglieder dabei sind, die mit dieser Gesellschaft das Gebet nicht verbinden können und wollen . . .“

Instinktiv fühlt Goßner hier, wie ein christliches Unternehmen verweltlicht: Der Saft treibt nicht mehr durch den Stamm, so daß er verholzt und verdorrt. Als Beweis dafür dient ihm die Tatsache, daß das Gebet nur noch eine leere Form geworden ist, während für ihn das Gebet und die Fürbitte der Gläubigen ein immerwährendes Schöpfen aus Gottes gegenwärtiger Gnadenfülle bedeutet.

So ist es denn nicht Schrullenhaftigkeit oder schwäbischer Eigensinn, wenn Goßner auch bei der Gründung und Fortführung der beiden Werke, die seinen Anteil an der Inneren und Äußeren Mission aus-

machen, nämlich *des Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhauses und der Goßnerschen Missionsgesellschaft in Berlin*, oft eigenartig und sonderbar verfährt. Was ihn dabei bewegt, ist immer nur die *eine* Sorge und die *eine* Furcht: *die Sorge und die Furcht vor der Uerweltlichung* (Säkularisierung) *und vor einer falschen Verkirchlichung* (Bürokratisierung) *seines Unternehmens*.

## 1. Das Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus

Schon in Dirlawang hat der junge katholische Pfarrer Gelegenheit, seinen Glauben als einen solchen, der sich in der Liebe tätig erweist, zu bezeugen. Im Jahre 1806 geht eine Nervenfieberseuche durch die Dorfgemeinde. Ganze Familien sterben aus. Goßner aber ist Tag und Nacht unterwegs, von einem Krankenbett zum anderen, um den Siechen und Sterbenden mit Gottes Wort und Sakrament zur Seite zu stehen. Aus der Pfarrküche werden wochenlang 40 bis 50 Personen auf dem Krankenlager gespeist. In München ist es die Hospitalkirche der Elisabetherinnen, in der Goßner längst, nachdem ihm alle Kanzeln der Stadt verschlossen sind, vor den Klosterfrauen, den Kranken und den Krankenwärtern predigt, die ihm bis zuletzt die Treue halten. In St. Petersburg gehört vier Jahre lang jeder Montag den Kranken und Altersrentnern im Smolna-Krankenhaus, deutschen Volksgenossen, die Goßner ohne jede geistliche Versorgung vorfindet. Mit derselben Gewissenhaftigkeit widmet er jeden Freitag einem hohen Staatsbeamten und Vertrauten des Zaren, dem greisen, blinden Koschew, der nicht zur Kirche kommen kann, um ihm die gehaltenen Predigten und Bibelvorträge zu Hause zu wiederholen. In Altona lernt Goßner *Amalie Sieveking* kennen, die damals den Gedanken, eine weibliche Diakonie zu gründen, keimhaft im Herzen trägt. Er berät sie und gibt ihr

zu dem selbsterwählten, neuartigen Dienst unter Handauflegung den Segen. Als Gemeindepfarrer in Berlin lernt Goßner das ganze Krankheitselend einer Großstadt kennen; aber erst ein Einzelfall, der ihn persönlich angeht, gibt ihm den Anstoß zur Gründung eines *Krankenbesuchsvereins*. Der herrschaftliche Diener einer befreundeten Petersburger Familie liegt krank in Berlin. Goßner besucht ihn und sieht seine ganze äußere und innere Verlassenheit. Er erzählt es seinen Freunden und bittet sie, den Kranken zu besuchen und ihm in seiner Not zu helfen. Nach seinem Tode äußern die Freunde selbst den Wunsch, weiter zusammenzubleiben und denselben Dienst auch an anderen Kranken zu üben. So entsteht, ganz im Geiste Goßners, ungemacht und auf Grund eines durch und durch persönlichen Anlasses, am 9. September 1833 der *Männer-Krankenverein*, der von dem Wundarzt Achilles zusammengefaßt und geleitet wird. Wöchentlich einmal kommt man im Pfarrhaus zusammen, tauscht die Erfahrungen aus und stellt die ganze Arbeit unter Gottes Wort und ins Gebet. Der Verein besteht heute noch und arbeitet in derselben schlichten und persönlichen Weise fort.

Wenige Wochen später, am 16. November, tritt auf einen Kanzelaufruf Goßners hin ein *Frauen-Krankenverein* in dem Pfarrhaus der Bethlehemsgemeinde zusammen. Der Arbeitsplan erstreckt sich über die ganze Hauptstadt. Sechs Bezirksvorsteherinnen in den verschiedensten Stadtteilen übernehmen die Pflicht, für die hilflosen Wöchnerinnen, Alten und Siechen zu sorgen. Ihre Bezirke werden nicht nach dem Stadtplan abgegrenzt, sondern — ganz Goßnerisch — „nach dem Maße ihrer Liebe und ihrer Kraft“. Bald zeigt es sich, daß Goßner mit dieser Gründung das Rechte getroffen hat. Von allen Seiten erfährt er Förderung. Es ist das *erste soziale Unternehmen* in Berlin, das, *von einer christlichen Gemeinde* ausgehend, die soziale Not der

ständig wachsenden Großstadt sieht und anpackt. Diese Tätigkeit des Vereins währt so lange — Goßner stirbt darüber hin —, bis eine Kirchengemeinde nach der anderen, im Gewissen aufgerüttelt, die Arbeit übernimmt. So hat Goßner die evangelische Kirche in Berlin ihre soziale Pflicht sehen und erfüllen gelehrt.

Inzwischen ist der Frauen-Krankenverein dazu übergegangen, seine Arbeit an einem Punkt zu konzentrieren. Er erwirbt vor dem Potsdamer Tor, damals in noch fast unbewohnter, einsamer Gegend, für 22 000 Taler ein Grundstück, auf dem am 10. Oktober 1837 *das erste Krankenhaus Berlins, das Elisabeth-Krankenhaus*, eingeweiht wird. Mit dem Hause wird eine Ausbildungsschule für Pflegerinnen verbunden. Goßner vermeidet mit Absicht die Bezeichnung „Diakonissen“; er zieht den Namen „Dienerinnen“ und „Pflegerinnen“ absichtlich vor, weil er auch hier, empfindsam selbst in einer solchen scheinbar nebensächlichen Sache, alles Schablonenhafte und Schematische vermeiden will; hat er doch nicht die Absicht, einen neuen kirchlichen Stand oder Beruf zu gründen; er will nur den Glaubenskräften in der Gemeinde ein Feld zu freier Betätigung eröffnen. Nichts fürchtet er mehr, als daß sich seine Gründung ins Große und Unpersönliche auswachsen könnte. Die Entwicklung aber geht über ihn hinweg, sehr bald stellt sich das *Diakonissenhaus* als eine mit Statuten ausgestattete Anstalt dar; 18 Paragraphen regeln die Ausbildung und den Dienst berufsmäßiger Schwestern, von der Probezeit an bis in die Fragen der Krankheits- und Altersversorgung. Goßner persönlich wirkt zwischen den sich aus dem ständigen Wachstum des Werkes ergebenden Ordnungen und Bestimmungen hindurch in souveräner Einfalt und Eigenständigkeit. Das beweist z. B. eine Geschichte, die im Elisabeth-Krankenhaus von einer Schwesterngeneration zur andern weitererzählt wird. Goßner kommt eines Tages in die Apotheke und

sagt zu der dortigen Schwester: „Liebe Schwester, Sie sind nun lange genug hier zur Probe. Knien Sie nieder; ich will Sie jetzt einsegnen!“ Spricht's und tut's. Die Apotheke wird zur Kirche, die Schwester kniet nieder, Goßner legt ihr segnend die Hand aufs Haupt. Beide beten . . . Das ganze Statut mit seinen Paragraphen ist durchbrochen; aber was schadet's! Für einen Augenblick hat man den *stillen* Pulsschlag, der das Leben des ganzen Hauses vorwärtstreibt, *laut* gehört. Das Herz des Werkes aber ist, solange Goßner in ihm gelebt hat und in ihm leben wird: *Glaube und Gebet*. Vor dem letzten Weltkrieg stand das Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus in der Lützowstraße mit seiner Leitung und dem Arbeitsstab bekannter Fachärzte, mit seinen 200 Schwestern im Mutterhaus und auf 34 Außenstationen, mit seinen 4 Tochteranstalten, mit seinen modernen Neubauten, mit seinen nach den neuesten hygienischen Gesichtspunkten eingerichteten Operationsräumen, mit seiner geburtshilflichen Abteilung, seiner Haushaltungsschule und Diätküche, seinem Kindergarten und seinem Winterhilfswerk als ein neuzeitliches Krankenhausunternehmen im Großstadtzentrum da. Das Ende des Weltkrieges fand das so reich entfaltete Werk als eine arme Ruine vor, die jetzt in harter, aufopferungsfreudiger Arbeit wieder aufgebaut wird. Was uns aber als das Wichtigste an ihm und lebenswichtiger als alles andere erscheint, ist dies, daß sein Herz noch schlägt, d. h. daß Goßners Geist in ihm noch lebt und es am Leben erhält. Wer es schlagen hören will, gehe in die neue, strahlende Kapelle des Elisabeth-Krankenhauses und lausche seinen Vespern und Metten!

## 2. Die Goßner-Mission

Senfkornartig sind auch hier die Anfänge. Solange Goßner die Zeitschrift der Basler Christumsgesellschaft „Die Sammlungen“ liest — im Jahre 1807 sind

bereits fünf Jahrgänge sein eigen — solange ist Goßner auch schon ein *Mitarbeiter im Werk der Heidenmission*. Seit seinem Basler Aufenthalt macht er in seinen Privat-Erbauungsstunden regelmäßig Mitteilungen über den Fortgang der Mission. An der Einrichtung des Basler Missionsseminars ist er innerlichst beteiligt, und wo er hinkommt, in München, St. Petersburg und Berlin, sammelt er für die Basler Mission. Im Jahre 1831 tritt er in das Komitee der *Berliner Missionsgesellschaft* ein und hält bei der Abordnung der ersten Berliner Missionare, am 29. Mai 1833, auf der Kanzel Schleiermachers in der Dreifaltigkeitskirche die Festpredigt, in der er mit geradezu apostolischer Kraft und Klarheit nicht nur die *einzelnen Gläubigen*, sondern die Kirche *als Ganzes* vor die Missionsaufgabe stellt.

„Ich behaupte“, so ruft er mit wuchtigen und auch heute noch gültigen Sätzen aus, „evangelische Missionen oder die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist zur Fortpflanzung und Ausbreitung des Christentums, zur Beseligung der Völker, unserer Mitmenschen und miterlösten Brüder, das unerläßlichste, in der Natur des Christentums gegründete und zugleich das allergesegnetste und erfreulichste Geschäft, die heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder wahre Christ zu der seinigen, die die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte.“

In derselben Predigt, die 36 Druckseiten umfaßt, breitet der Festprediger vor der Gemeinde eine solche Fülle von Missionsmaterial aus, wie sie nur einem Sachkenner zur Verfügung steht. So ist es nur natürlich, wenn der erfahrene Schriftsteller und Missionsberichterstatter ein Missionsblatt „*Die Biene auf dem Missionsfelde*“ herausgibt (1834), das in einer anonymen Ausgabe auch die Zollschranken Rußlands passiert. Es ist das erste Missionsblatt in Ostdeutschland und besteht als Zeitschrift der Goßner-Mission bis auf



den heutigen Tag. Da geschieht das Merkwürdige, daß Goßner bereits im Jahre 1836 von der Zusammenarbeit mit der Berliner Mission zurücktritt. Der aufsehenerregende und seitdem von vielen beklagte Schritt hängt mit Goßners oben aufgezeigter Gesamtauffassung von aller Reichsgottesarbeit zusammen. Das Berliner Komitee will die auszusendenden Missionare mit einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung ausrüsten; Goßner versteht nicht, warum dazu das Studium des Ovid und Homer notwendig ist; Bibel und Gesangbuch erscheinen ihm ausreichend. Er vertritt den Grundsatz, daß für den Missionar, *falls er nicht Theologe* ist, außer natürlichen guten Gaben ein lebendig-gläubiges Herz und eine gediegene Bibelkenntnis genügen. Ferner sind es Verwaltungs- und Organisationsfragen, die seine Kritik herausfordern. Goßner wünscht, daß sich die Sendboten im Heidenland durch ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt selbst verdienen, dem apostolischen Vorbilde eines Paulus gemäß; darum tritt er dem Plan des Komitees, den Missionaren ein festes Gehalt zu geben, mit Entschiedenheit entgegen. Auch widerspricht seiner Auffassung von der Verwaltung der Missionsgelder der Beschluß des Komitees, ein eigenes Missionshaus zu bauen. Kurzum, Goßner zieht sich, als man auf seinen Einwand nicht hört, zurück und behält nur noch die Schriftleitung des von ihm gegründeten Blattes, in dem er fortlaufend auch über die Vorgänge auf dem Berliner Missionsfeld in Südafrika berichtet, in der Hand. Nicht einen Augenblick denkt er daran, eine eigene Gesellschaft zu begründen.

Da ist es wiederum ein ungewolltes und unvorhergesehenes Ereignis, das ihn nötigt, andere Wege zu gehen. Am 12. Dezember 1836, 8 Uhr morgens, treten sechs schlichte, durch einen gewissen Herrn Lehmann bereits angemeldete junge Leute in sein Zimmer. Sie haben auf Grund der bestehenden Grundsätze in kei-

nem Missionsseminar Aufnahme finden können und treten nun mit dem bescheidenen Wunsche, „als christliche Handwerker, Lehrer, Katecheten Lücken ausfüllen“ zu dürfen, an Goßner heran. Dieser kniet mit ihnen nieder und gewinnt im gemeinsamen Gebet die Überzeugung, daß Gott sie zum Missionsdienst gebrauchen wolle. Damit ist die Entscheidung gefallen. Fortan nimmt Goßner solche Missionsbewerber Jahr um Jahr bei sich auf, bringt sie bei irgendeinem Berliner Handwerksmeister, bei dem sie sich das tägliche Brot verdienen, unter und rüstet sie durch ein fleißiges Bibelstudium in den Abendstunden bei sich zu Hause für ihren Missionsdienst zu: das vorbildliche Missionsseminar, wie Goßner es sich wünscht. Und immer noch denkt er nicht daran, eine eigene sendende Missionsgesellschaft zu bilden. Die von ihm vorbereiteten Missionsarbeiter stellt er jedem zur Verfügung, der sie für irgendein Missionsfeld anfordert. So hat Goßner mit dem Schotten Dr. Lang in *Australien*, mit dem englischen Quäker Start in *Indien* und mit dem Holländer Heldring in *Niederländisch-Indien* zusammengearbeitet. Erst als in Indien die Arbeit an den Hindus am Ganges und unter den *Kols* (heute „Adivasi“ genannt) in Chota Nagpur (Mittelindien) über Erwarten wächst und eine erhöhte Pflege und Betreuung durch die Heimat beansprucht, ist als *Rückwirkung vom Missionsfelde her* die Gründung einer eigenen, der *Goßnerschen Missionsgesellschaft*, erfolgt: versteht sich, nicht ohne den stärksten Widerstand Goßners selber. Aber Regierung und Kirchenbehörde bedrängen und zwingen ihn, seine Arbeit organisatorisch zu festigen. Vergeblich reicht Goßner, der Bayer, bei seinem König, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ein Gesuch ein mit der Bitte, ihn in seiner bisherigen einfachen Wirksamkeit zu schützen. Er findet kein Verständnis und wird wiederholt abgewiesen. An den ihm wohlgesinnten Kronprinzen, den späteren König Friedrich Wil-

helm IV., richtet er in derselben Sache ein Schreiben, in dem die bezeichnende Stelle vorkommt:

„Ich kann in Sauls Waffenrüstung nicht gehen, sondern viel, viel leichter mit meiner alten Schleuder und Kieselsteinen wie David dem Goliath entgegentreten. Wird mir das nicht erlaubt, so werde ich am Ende ganz zurücktreten, um von diesem Konsistorium erlöst zu werden, das voll Maurergesellen ist, die lieber die Mauersteine Zions abbrechen als aufbauen. Hätte ich in der katholischen Kirche so viel für dieselbe gewirkt wie hier für die evangelische, so hätten sie mir einen Kardinalshut gegeben. So will ich aber weder den roten Hut noch Strumpf, sondern nur ungestört wirken, solange es Tag ist.“

Aber Goßner bleibt nicht ungestört. Selbst der kleine Ansatz zu einer Organisation, den er macht, indem er 1839 die Leitsätze eines „kleinen Missionsvereins der Bethlehemsgemeinde“ einreicht, findet keine Gnade. Die königliche Antwort lautet ablehnend. Da aber stirbt der König, und sein Nachfolger, Goßners Freund und Gönner, bestätigt durch königliche Kabinettsordre vom 28. Juni 1842 den „Evangelischen Missionsverein zur Ausbreitung des Christentums unter den Eingeborenen der Heidenländer“ (die heutige Goßner-Mission) und gewährt dem Verein auch die Korporationsrechte, die zum Erwerb von Kapitalien und Grundstücken erforderlich sind, sowie Porto- und Stempelfreiheit. Man könnte über die Hemmungen, die Goßner bei all diesen Organisationsfragen empfindet, lächeln, wenn nicht durch das ganz absonderliche Gebaren des Mannes jene kindlich-große Angst hindurchzitterte: die Angst, daß durch das *Organisieren* das *organische Leben* verlorengehen könne.

Inzwischen hat das Missionswerk Goßners seinen Fortgang genommen. Die erste feierliche Abordnung Goßnerscher Missionare findet am 9. Juli 1837 in der Bethlehemskirche statt. Goßner selbst sendet während

seines Lebens — als er die Missionsarbeit beginnt, ist er bereits 63 Jahre alt — im ganzen 141 Missionare, darunter 16 akademisch-gebildete Theologen, in die Heidenwelt hinaus. Insgesamt sind von der Goßnerschen Mission in hundert Jahren ihres Bestehens (bis 1936), abgesehen von den Missionsschwestern und Missionarsfrauen, 289 Missionare (Theologen und Nichttheologen) buchstäblich in *alle* Welt ausgesandt worden, und zwar:

nach Australien	23
nach Neuseeland	5
nach Neuguinea	5
nach Samoa	1
nach Guatemala (Gesellschaftsinseln)	2
nach Niederländisch-Indien	21
nach Südafrika	2
nach Westafrika (Kamerun)	8
nach Mauritius	1
nach den Tubuai-Inseln	2
nach Nordamerika und Kanada	43
nach Indien	176
	<hr/>
	289

Rein zahlenmäßig geht daraus hervor, wie sich der Schwerpunkt der Arbeit immer mehr nach Indien verlagert. Die Geschichte der Goßnerschen Mission ist letztlich *die Geschichte der Goßnerschen Kolsmission in Mittelindien*; alle anderen Missionsanfänge Goßners stellen nur ihre Vorgeschichte dar. Unter dem Namen der Kolsmission ist die Goßnersche Mission weltbekannt geworden; auch steht nur noch dieses, freilich größte Missionsgebiet, das Goßnersche Missionare je in Angriff nahmen, in Arbeitsverbindung mit der deutschen Goßner-Mission. Dennoch wirkt auch in allen anderen Missionsunternehmungen Goßners, mögen sie teils ergebnislos verlaufen oder teils in fremde

Hände übergegangen sein, ein solcher Gottessegnen fort, daß die Goßnersche Missionsgeschichte ohne diese *erste Periode*, die wir die Zeit „weltweiter Aussaat“ nennen möchten, unmöglich dorthin gelangt wäre, wo sie gegenwärtig steht. Denken wir z. B. an jene erwähnte erste Aussendung, die für *Australien* bestimmt war! Niemals ist ein Australneger durch einen Goßnerschen Missionar getauft worden. In Jahrzehnten nicht! Sind darum alle Mühen und Opfer, die für diese Arbeit gebracht wurden, umsonst gewesen? Wir antworten: Nein! Als die Eingeborenen, bisher durch die europäischen Einwanderer mißhandelt und ausgebeutet, sich auch vor den Missionaren mißtrauisch in den Urwald zurückziehen, wenden sich die Goßnerschen Sendboten den in Australien *eingewanderten Deutschen* zu, werden deren Prediger und Seelsorger, gründen Gemeinden und wirken zu ihrem Teil, wie im besonderen die Missionare *Schirmeister* und *Hausmann*, an der Gründung deutscher Kirchensynoden mit.

Durch diese Vorgänge aufmerksam gemacht, richtet Goßner seinen Blick auch auf die nach *Amerika* ausgewanderten Deutschen und sendet als erster deutscher Geistlicher seine Missionare auch zu ihnen, den „deutschen Heiden“, wie er sie nennt. Über 50 Goßnersche Missionare sind als Geistliche bei den Auslandsdeutschen in Nord- und Südamerika tätig gewesen, und die Namen Isensee, Conrad, Gerndt und Lohr werden unter den deutschen Lutheranern Amerikas nicht vergessen sein. Später stehen Goßnersche Missionare auch in *Polen* und *Brasilien* im Dienst auslandsdeutscher Gemeinden.

Dazu kommt die Goßnersche Pioniermission in den holländischen Kolonien, z. B. in *Holländisch-Neuguinea*. Die Goßnerschen Missionare *Geißler* und *Otto* sind die ersten europäischen Sendboten, die den Boden dieser heute weltwirtschaftlich so wichtigen Insel betreten. Vierzehn Jahre gehen darüber hin, bis die

zwei ersten *Papuas* getauft werden. Otto ist inzwischen gestorben. Mit unsagbarer Geduld harrt Missionar Geißler aus. Er leidet an Wassersucht, und niemals heilen ihm die immer wieder aufbrechenden Wunden zu. Dennoch bleibt er unverzagt. Ein Missionar, ganz nach dem Herzen Goßners, harrt er aus, auch ohne Erfolg zu sehen. Noch nach 25 Jahren zählt man in Holländisch-Neuguinea nur 14 getaufte *Papuas*. 1930 jedoch, bei dem 75. Jubiläum dieser Mission, gibt es dort 15 000 Christen mit 5 800 Schulkindern und 175 eingeborenen Helfern, und bereits 1934/35 ist die Zahl der Getauften auf 52 322 angewachsen. So bricht die Goßnersche Mission die Bahn, während die Utrechter Missionsgesellschaft die Arbeit fortsetzt, was auch auf die anderen Goßnerschen Missionsanfänge im Malaisischen Archipel, *Java*, *Celebes* und im besonderen die *Sangi-* und *Palaut-Inseln*, zutrifft, wo die leiblichen Nachkommen jener ersten Goßnerschen Sendlinge bis in die dritte Generation am Werke standen.

In ähnlicher Weise ist die Erstlingsarbeit Goßnerscher Pioniermissionare auch von anderen nichtdeutschen Missionen übernommen worden, wie z. B. die aufgeblühte Arbeit in *Darjeeling* unter den Bergstämmen im Vorgebirge des Himalaja durch die schottische Staatskirche oder die von Missionar Dr. Prochnow begonnene *Arbeit von Kotgur aus bis an die Grenzen von Tibet* durch die Brüdergemeinde.

Um im Bilde zu reden: Der aus einem winzigen Kern gewachsene Baum Goßnerscher Missionsarbeit reckt seine Äste und Zweige weltweit in *alle* Kontinente hinein. Unmöglich, daß der eine deutsche Heimatboden ihn tragen kann. So schneidet Gott im Laufe der Geschichte einen Zweig nach dem andern von dem Hauptstamme ab. Diese Zweige sterben aber nicht, sie tragen ja denselben Lebenskeim in sich wie der ganze Stamm und wachsen als Stecklinge im fremden Boden fort; nur wenige Äste sind es, die, kurz nachdem sie

aus dem Stamm hervorgebrochen sind, wieder verdorren und völlig eingehen, wie z. B. die Arbeit unter den *Gonds in Mittelindien* oder die *afrikanischen Missionsansätze*, bis hin zu der noch im Jahre 1914 begonnenen *Kolonialmission in Kamerun*. Ganz zuletzt, erst mitten im ersten Weltkriege, wird auch der letzte, stärkste Nebenzweig schmerzhaft abgetrennt, der mit dem Hauptstamm, zwar langsam und notvoll, zu einer Einheit zusammenzuwachsen versprach. Das ist die Goßnersche *Ganges-Mission*, die insofern bedeutsam ist, als sie die einzige wirkliche *Hindumission*, von einer deutschen Gesellschaft betrieben, darstellte: Missionsarbeit an den uns bluts- und geistesverwandten Hindus. Vielleicht sind für kein anderes Goßnersches Arbeitsgebiet so viele wertvolle Kräfte, so viele Gebete und Tränen geopfert worden wie für dieses. Eine ganze Anzahl gottbegnadeter Missionare hat dort am Werke gestanden, wie z. B. der feinsinnige Theologe *Sternberg*, der originale märkische Bauer *Ziemann*, der eines Tages nach dem Verkauf seines Gütchens, einen kleinen Koffer in der Hand, gemeinsam mit seiner ebenso wackeren Frau an Goßners Tür anklopft, um nach Indien ausgesandt zu werden, der ebenso sanftmütige wie kindlich-gläubige Doktor der Philosophie *Ribbentrop* und endlich der ältere *Lorbeer*, der, mit missionsärztlicher Gnadengabe ausgestattet, durch das von ihm gefundene Pestserum und Schlangengegengift in ganz Indien bis nach China bekannt wird. Während des ersten Weltkrieges *nimmt die englische Regierung der Goßnerschen Mission diese wertvolle Arbeit am Ganges fort* und übergibt sie stückweise der englischen Staatskirche, den Methodisten und einer nationalindischen Mission. Das Erdbeben im Jahre 1934 hat endlich verschiedene dieser ältesten Goßnerschen Missionsstationen in Indien, wie z. B. Muzafferpur, fast völlig zerstört, so daß die Hoffnung auf eine Rückkehr an den Ganges auch dadurch geschwunden ist. Gottes

Hand ist unbeirrbar, auch in der Geschichte der Goßner-Mission; die Frage ist nur, welche Erkenntnis sie durch solche schmerzhaft harten Eingriffe schenken und vermitteln will. Die Hindumission am Ganges konnte auf Grund der dort bestehenden religiös-sozialen Lage (Kastenwesen) nichts anderes tun als nur ganz vereinzelte Menschen aus dem Heidentum herauslösen. Niemals entstand dort aus diesen einzelnen eine organisch gewachsene lebendige Gemeinde.

Ein Blick nur hinüber nach dem Hauptgebiet der Goßner-Mission unter den *Kols* („Adivasi“), dem wir unsere Aufmerksamkeit zuletzt zuwenden, und es wird uns deutlich werden, was Gott uns auch durch die unerbittliche Wegnahme dieses letzten Nebenzweiges Goßnerscher Missionsarbeit sagen will: daß nämlich die Goßner-Mission fortan in Indien keine Mission treiben darf, auch eine Mission am Ganges nicht, es sei denn im engsten organischen Zusammenhang mit der *Missionskirche*.

Damit sind wir bei der *zweiten Periode* der Goßnerschen Missionsgeschichte angelangt, die bis in die Gegenwart hineinreicht und die wir die „*missionskirchliche*“ nennen möchten. Am 8. Juli 1844 ordnet Goßner vier Missionare nach Vorderindien ab: den Theologen *Schatz*, die Lehrer *Batsch* und *Brandt* und den Landwirt *Janke*. Am 2. November 1845 schlagen diese Brüder ihr Zelt in *Ranchi*,\*) der Hauptstadt der Provinz Bihar und Orissa und dem Sitz der Provinzialregierung (etwa 200 km westlich von Kalkutta, heute 100 000 Einwohner), auf. Am 1. Dezember legen sie den Grundstein zu dem ersten Missionsgebäude auf einem ihnen von dem Radscha von *Chota*\*) *Nagpur* geschenkten wertvollen Grundstück.

Die Berg- und Waldstämme, unter denen sie zu missionieren beginnen, und die sie geradezu entdecken, sind Ureinwohner („Adivasi“) und gehören in der

\*) ch: spricht wie tsch.



Hauptsache zwei verschiedenen, nichtarischen Rassen an: die Santals, Mundas, Hos, Kharrias der kolari-schen, die Uraus der drawidischen. Fünf Jahre werden die Missionare auf eine harte Probe gestellt; erst am 9. Juli 1850 lassen sich die vier ersten Adivasi taufen. 100 Jahre nach der Erstlingstaufe zählt die junge Goßner-Kirche auf einem Gebiet etwa so groß wie Preußen in 926 Gemeinden, die zu 16 Synoden zusam-mengeschlossen sind, 186 447 Christen, die außer von den deutschen Missionaren von 98 Pastoren, 714 Kate-chisten, 631 Lehrern, 117 Lehrerinnen, 7 Bibelfrauen und rund 1700 unbesoldeten Helfern in Gemeinde- und Schularbeit betreut werden.

Hier stößt die Goßner-Mission zum ersten Male in ihrer Geschichte auf ganze, in sich geschlossene Stam-mesverbände und sieht sich vor die Aufgabe gestellt, eine *Volkskirche* zu begründen. Dabei zeigt es sich, daß das nur auf einer bestimmten *Bekenntnisgrundlage*, in diesem Falle der lutherischen, möglich ist. Bis dahin hatten die Goßnerschen Missionare nach dem Vorbilde Goßners eine überkonfessionelle Haltung eingenom-men; sie hatten, je nachdem wohin sie kamen, mit Lutheranern und Reformierten, Quäkern und Bap-tisten zusammengearbeitet. Jetzt baut sich die Kols-kirche bewußt auf dem Grundriß des lutherischen Be-kenntnisses auf. Das liegt auch an den Männern, die nach Goßners Tod die Leitung der Missionsarbeit da-heim und draußen übernahmen.

Goßners unmittelbarer Nachfolger und Erbe seiner Arbeit wird Generalsuperintendent *D. Büchsel* († 1889). Ihm folgen im Vorsitz des Kuratoriums sein Amts-nachfolger Generalsuperintendent *D. Braun* († 1911) und Oberkonsistorialrat *D. Conrad* (bis 1922). Die Ge-schäftsführung übernehmen die Missionsinspektoren *Dr. J. E. Prochnow* († 1888), *Hermann Ansorge* († 1897), *Professor D. Karl Plath* († 1901) und Missionsdirektor *D. Hans Kausch* († 1927). Im besonderen ist es *Pro-*

fessor *D. Plath* gewesen, der wie kein anderer nach Goßner die Entwicklung der Arbeit beeinflußt hat. Unter seiner Leitung entfaltet sich das Goßnersche Missionswerk nach innen und nach außen zu dem, was es auch heute noch ist. Ihm vor allem verdankt die Missionskirche in Indien ihr lutherisches Gepräge.

In engster, vertrauensvoller Fühlung mit der heimatischen Leitung ringen draußen auf dem Missionsfelde die Missionare um das Werden einer lutherischen Adivasi-Kirche. Ihr langjähriger Präses *D. Dr. Alfred Nottrott* († 1924) übersetzt die Bibel ins Mundari. Unter seinem Nachfolger, Missionspräses *Lic. Johannes Stosch*, erlebt das Schulwesen der Goßner-Mission, angefangen von der Dorfschule bis hinauf zur Missionshochschule und dem Predigerseminar in Ranchi, seine Blütezeit. Diesen beiden Leitern der Missionsarbeit draußen stehen Missionare von Format zur Seite, wie z. B. *Ferdinand Hahn* († 1910), der das Neue Testament in die Uraunsprache, *Peter Eidnaes*, der es ins Gauwari (Hindi) übersetzt, *Heinrich Uffmann* († 1901), der das Aussätzigenasyl in Purulia, heute das größte in Indien, gründet, und *Paul Wagner* († 1916), der es fortführt.

Der Aufbau der *Missionskirche* ist nicht ohne Störung erfolgt; ja, zu Zeiten drohen die aufgerichteten Mauern zusammenzustürzen, oft ist der ganze Bau bis auf die Fundamente erschüttert. Der indische Militäraufstand von 1857, eine Krisis in der Missionarschaft im Jahre 1868, die zur Loslösung von 6 Missionaren und 4000 Christen von der heimatischen Leitung in Berlin führt, der Einbruch von Gegenmissionen, der englischen hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft und der belgischen Jesuitenmission im Jahre darauf, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sozialrevolutionäre Unruhen, die das ganze Volk aufwühlen, und endlich die beiden Weltkriege stellen die Arbeit immer wieder in Frage. Dennoch schreitet, mitten im

Sturm der Weltgeschichte, der Kirchenbau rüstig vorwärts. Zehn Jahre (von 1916—1925) sind die deutschen Missionare durch die Feindmächte vom indischen Missionsfelde vertrieben. Da strecken die anglikanische und die römische Gegenmission ihre Hände nach dem Werke Goßners aus — vergeblich! *Die Gemeinden bleiben ihrem lutherischen Bekenntnis und der deutschen Mutterkirche treu.* Sie gründen in Abwehr all dieser Unionsversuche die „*Autonome Evangelisch-Lutherische Goßner-Kirche von Chota Nagpur und Assam*“ (am 10. Juli 1919). Unter dem hochherzigen, selbstlosen Beistand der amerikanisch-lutherischen Mission in Südindien unternimmt die junge Kirche ihre ersten tastenden Schritte in die Selbständigkeit. Seitdem, auch nach der Rückkehr der deutschen Missionare aufs Missionsfeld, liegt die Leitung der Kirche in den Händen eines eingeborenen Kirchenrates, an dessen Spitze ein indischer Pastor steht, und der sogenannten „Mahasabha“, der Generalsynode aller Gemeindevertreter, die über die Lage der Kirche berät und Beschlüsse faßt. Die deutschen Missionare sind als Glieder dieser Eingeborenenkirche in die Kirche hineingestellt, um als geistliche Berater den eingeborenen Kirchenführern, ihnen nebengeordnet und in engster Solidarität mit ihnen, bei der Lösung kirchlicher und missionsarischer Aufgaben zur Seite zu stehen. Diese Einordnung der europäischen Missionsarbeiter in die Missionskirche ist durch die letzten Visitationsreisen von Missionspräses Lic. Stosch und Missionsdirektor D. Lokies nur noch befestigt worden.

Die Goßnersche Missionskirche nennt sich die Kirche von Chota Nagpur und Assam. Assam: das ist die Goßnersche Diaspora. Es ist das Teeland Indiens, das feuchteste Land der Welt. In mehr als tausend Teeplantagen arbeiten mehr als eine Million Arbeiter, die zu verhältnismäßig günstigen Bedingungen aus ganz Indien angeworben werden. So wandern seit Jahrzehn-

ten auch aus Chota Nagpur, dem Stammland der Adivasi und dem Hauptgebiet der Goßnerschen Mission, christliche und heidnische Bauern nach Assam in Scharen aus. Lange Zeit blieben die Christen ohne jede geistliche Versorgung aus der Heimat. Erst im Jahre 1900 wird ein eingeborener Pastor zu ihnen abgeordnet. Das ist der Anfang der Goßnerschen Assam-Mission. Bald folgen einzelne Missionare nach. Missionsstationen werden gegründet, und dann setzt eine unermüdliche Reisearbeit von Plantage zu Plantage ein, um die zerstreuten Christen zu Gemeinden zu sammeln. Heute zählen die Assam-Gemeinden zu den lebendigsten im ganzen Kirchengebiet. Assam ist es auch, wo nach dem ersten Weltkrieg durch fremde Hilfe die erste neue Goßnersche Missionsstation entsteht. Am 25. Oktober 1934 macht der fromme englische Pflanzer Dinning sein Teegartengrundstück in der zentral gelegenen Stadt Tezpur der Goßner-Kirche zum Geschenk. Aber auch die Assam-Christen selbst verstehen es, für die Sache des Reiches Gottes Opfer zu bringen, und wenn die Goßner-Kirche in Indien je einmal auch finanziell selbständig werden sollte, dann wird es zuerst in Assam geschehen.

Die „Autonome Evangelisch-Lutherische Goßner-Kirche von Chota Nagpur und Assam“ hat die Feuerprobe auch des zweiten Weltkrieges bestanden. Infolge der Internierung aller Missionare blieb sie sich selbst überlassen und mußte ihre Selbständigkeit unter Beweis stellen. Nach dem Kriege wurden alle Missionare repatriiert; nur vier Brüder und Schwestern durften in Indien ihre Arbeit fortsetzen. Inzwischen hat die Neuaussendung von Missionsarbeitern auf Einladung der indischen Kirchenleitung wiedereingesetzt. Diese Zusammenarbeit zwischen der Jungen Kirche und der alten Missionsgesellschaft erfolgt auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens. Alle Missionare arbeiten unter der indischen Kirchenleitung, sie haben freiwillig

auf Leitungsbefugnis und Stimmrecht verzichtet und wollen nichts anderes als Freunde und Helfer der Jungen Kirche sein. Nur als Ausnahme von der Regel hat die indische Kirche von sich aus eine Organisation geschaffen, in der indische Pastoren und deutsche Missionare nebeneinander in der Leitung stehen: das sog. „Vereinigte Missionskomitee“, dessen Aufgabe es ist, Pioniermission zu treiben.

Diese Neuordnung zwischen Missionsgesellschaft und Missionskirche entspricht der allgemeinen Lage. Indien, seit August 1947 eine selbständige Republik, gibt sich indischer denn je, und auch die Adivasi sind rassistisch erwacht und fordern in der Adivasi-Provinz Bihar eine eigene Adivasi-Regierung. Auch die Adivasi-Kirche ist politisiert, und es gibt unter ihren Führern einige, die geneigt sind, die nationale, kulturelle und soziale Hebung ihres Volkes über seine Missionierung zu stellen. Hier gilt es, wachsam zu sein und die Kirche vor der Gefahr der Verweltlichung zu bewahren. Das geschieht am wirksamsten dadurch, daß sie ihre eigene Missionsaufgabe an den Stammesgenossen sieht und in Angriff nimmt. Es darf der Goßner-Kirche das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie es tut. Sie treibt Mission in Assam (an rund 2 Millionen Adivasi), in der Provinz Bihar selbst, in den früheren Fürstenstaaten Surguja und Udaipur und in Zusammenarbeit mit dem „Vereinigten Missionskomitee“ in der neuen Provinz Orissa (unter insgesamt 3 Millionen Adivasi). Hier wurde auch die jüngste Missionsstation Amgao am Brahmanifluß im März 1954 gegründet und mit einem Missionshospital eröffnet.

In der Provinz Orissa entsteht nach und nach das Industriezentrum Indiens. Dazu gehört auch Jamshedpur mit seinen Eisenerz- und Kohlelagern, eine Industriestadt von 300 000 Einwohnern — mitten im indischen Dschangel. Und dort liegt auch das Dorf Rourkela, um das herum das vielleicht in Zukunft größte Stahlwerk

Indiens von der deutschen Firma Krupp & Demag in Zusammenarbeit mit der indischen Regierung aufgebaut wird. Hier steht die junge, überwiegend bäuerliche Goßner-Kirche vor der Aufgabe einer Industriemission, für die sie sich erst noch zurüsten lassen muß.

Wird die Goßnersche Heimatgemeinde in der Lage sein, der indischen Tochterkirche auch in Zukunft hilfreich zur Seite zu stehen? Die Goßner-Mission hat durch den Krieg die Hälfte ihres Hilfsgebietes verloren (Ostpreußen, Ostpommern, Schlesien). Ihr Haus in Berlin stand lange Jahre als Ruine da. Ihre Freundeskreise in Ost und West hatten sich zerstreut und mußten neu gesammelt werden. So arbeitet die Goßner-Mission seit Kriegsende mühselig an ihrem Wiederaufbau. Es entspricht dem Geiste ihres Gründers, Johannes Evangelista Goßner, daß sie trotzdem und gerade in dieser Notzeit neue missionarische Aufgaben auch in der Heimatkirche übernommen hat. So ist das wiedererstandene Missionshaus in Berlin zu einem Mittelpunkt des katechetischen Dienstes geworden, der die primäre Missionsaufgabe jeder Kirche, der alten und der jungen, erfüllt: nämlich die Weitergabe des Evangeliums nicht nur nach draußen an die Heiden, sondern auch nach vorn, an die zukünftige Generation. Im ostdeutschen Raum hat sich ein eigenes Goßnersches Kuratorium gebildet, das die alten Missionsfreundeskreise weiter betreut und auf neuen Wegen (Wohnwagenarbeit, ökumenische Arbeitslager, Gesprächsmision u. a.) evangelistische Arbeit treibt. Und in Westdeutschland ist nach dem zweiten Weltkrieg der Goßner-Mission unter der Leitung von Pastor Symanowski im freiwilligen Arbeitseinsatz von Arbeitern und Studenten aus allen Ländern und Kirchen ein neues Goßnerhaus in Mainz-Kastel erwachsen: als Mittelpunkt einer neuartigen Industriemission.

Mit alledem glaubt die Goßner-Mission das Erbe ihres Gründers in seinem Geiste fruchtbar zu machen.

Freilich, die Entwicklung der Goßner-Mission ist über Goßner selbst hinweggegangen, sowohl auf dem Missionsfelde wie in der Heimat. Hier wie dort befindet sie sich mit ihrer Arbeit auf dem Wege der von Goßner so gefürchteten Verkirchlichung, jedoch nachdem sie im Kirchenkampf neu gelernt hat, was Kirche in Wirklichkeit ist, und wie sie sich zur Welt verhält: daß sie nämlich — ganz im Sinne Goßners — zwar *in* der Welt und *für* die Welt, aber *nicht von* der Welt ist. Aus den Erkenntnissen und Erfahrungen der Bekennenden Kirche heraus wissen sich beide Goßner-Häuser auch an dem Öffentlichkeitsauftrag der Kirche verantwortlich beteiligt und wirken zu ihrem Teil an der Lösung der kultur- und schulpolitischen Fragen (in Berlin) und der sozialpolitischen Fragen (in Mainz-Kastel) mit. Gleichzeitig begleitet die Goßner-Mission die junge, werdende Goßner-Kirche in Indien Schritt für Schritt auf ihrem Wege zur vollen Selbständigkeit und hilft ihr die Probleme lösen, die ihr im eigenen indischen Raum in einer Zeit radikalen Umbruchs aufgegeben sind. In dieser Situation kann es nur heilsam und dienlich sein, wenn die Goßner-Mission an die geistlichen Kräfte erinnert wird, die das Werk ins Leben riefen und heute noch am Leben erhalten: an die Kraft des Gebets und eines Glaubens, der sich ganz auf Christus als das Haupt seiner Kirche und den Herrn der Welt verläßt.

## Persönliches

„Goßners choleraisches Temperament, wenn es auch oft derb herausfuhr, äußerte sich daneben so genial als innig zärtlich, daß man ihm unmöglich zürnen konnte, wenn man ihn in seiner Eigentümlichkeit aufgefaßt hatte.“ So lautet das Urteil des Basler Kreises über den jungen katholischen Freund. In der Tat entlädt

sich das *Temperament Goßners* oft in leidenschaftlichen Ausbrüchen, besonders auch in den Predigten. Man verkitscht das Bild Goßners völlig, wenn man sich ihn nur als den guten alten Mann vorstellt, der sich, das Samtkäppchen ins Silberhaar gedrückt, freundlich-ernst in den Armsessel zurücklehnt. Man macht sich dann derselben Verzeihung schuldig, die vielfach auch dem Evangelisten widerfährt, nach dem Goßner getauft ist, Johannes, der ja auch nicht nur der Apostol der Liebe, sondern zugleich auch der „Donnersohn“ war. Goßner kann sehr scharf und herb sein, im Alter ist er kurz angebunden, poltert gern und erweckt den Eindruck eines in sich verschlossenen Sonderlings. Und doch ist Goßner allen, die ihm nahekommen, zeit seines Lebens ein treuer und inniger Freund gewesen. Wie ein Tief alles in seinen Wirbel hineinzieht, so ist es die Glaubenstiefe Goßners, die immer weitere Kreise christusgläubiger Menschen anzieht. Goßners Freundeskreise erstrecken sich zuletzt über alle Kontinente: Menschen, die auf eine wunderbare Weise unter sich und mit Goßner verbunden sind, angefangen von den Freunden seiner Jugend bis hin zu seinen Missionaren in Asien, Afrika und Amerika, bis hin zu den Getreuen seiner letzten Jahre und Tage, dem Privatmann *Tesmer*, der Goßner das Gartenhaus schenkt, in dem er seinen Lebensabend verbringt, bis hin zu dem alten *Thamm* und der Schwester *Alwine*, die ihm noch in den letzten Stunden zur Seite stehen.

Seinen *Freunden* gegenüber zeigt sich Goßner auch von einer Seite, die den Außenstehenden fast völlig verborgen bleibt: er hat Humor, ja einen wundervollen Humor. Schon der Basler Freundeskreis berichtet, wie der junge katholische Priester die Zusammenkünfte im „Kämmerli“ durch „interessante humoristische Mitteilungen“ würzt. In St. Petersburg weiß Goßner sich der herzlichen, aber etwas lauten und aufreibenden Geselligkeit russischen Lebens geschickt zu



entziehen. Erscheint er aber als außergewöhnlicher Gast in einem befreundeten Hause, dann kann er geistvoll, heiter und auch einem derben Witz nicht unzugänglich sein. Kopfhängerisches Wesen ist ihm zuwider. „So viel tiefe, ernste Frömmigkeit das ganze Wesen des treuen Mannes auch durchdrang, war er doch auch recht heiter und voll sprudelnden Witzes in Gesellschaft, besonders, wenn er sich mit der Pastorin Zahn (Tochter der bekannten, Goßner schon früh befreundeten Anna Schlatter) unterhielt und diskutierte“, schreibt *Marianne von Below* über Goßners Aufenthalt bei den pommerschen Freunden in Seehof. Wieviel Humor verraten auch die Briefe und Berichte Goßners! Einmal, als er von dem heiligen Muß seines Evangelistenberufs schreibt, bezieht er sich scherzhaft auf den damals vielberufenen Begründer der Schädellehre, Dr. Gall, und bemerkt:

„Es geht uns wie den diebischen Leuten; sie lassen's Stehlen nicht und können es nicht lassen, sie sind organisiert dazu nach Galls Schädellehre. So hat es uns auch der Heilige angetan und uns organisiert, daß wir es nicht lassen können.“

Einmal sucht Goßner für einen türkischen Schal, der ihm zum Besten des Elisabeth-Krankenhauses gestiftet worden ist, im Jahresbericht eine Dame, die aus *christlicher* Liebe *türkisches* Tuch — man sieht Goßners Augen dabei lächeln — zu tragen bereit sei.

Humor ist immer ein Zeichen von Überlegenheit. Goßners Humor entspringt aus der Weltüberlegenheit, die ihm der Glaube an Christus schenkt. So kann er selbst in den Tagen der Verfolgung und öffentlichen Verleumdung überlegen lächeln. Nach seiner Ausweisung aus St. Petersburg werden auf Anordnung der Polizei sein Porträt und seine Schriften verbrannt. Er schreibt dazu: „Laßt sie nur den Ofen heizen und denkt an die Knaben in Babylon! Dort hat man auch viel Holz umsonst verbrannt.“ Damals geht sein Name,

und zwar im üblen Sinne, durch die Zeitungen. Er stellt es mit den Worten fest:

„Mein Name steht nun in allen deutschen Zeitungen. Ich habe ihn aber nicht gelesen, ich kenne ihn schon. Das wollen wir nicht scheuen und nicht fürchten und deswegen uns kein Haar ausreißen. Aber freuen wollen wir uns, daß unsere Namen im Buch des Lebens stehen, und Sorge tragen, daß sie dort nicht ausgelöscht werden.“

Humor ist aber auch ein Zeichen für sieghaft überwundenes Leiden. Goßner hat in seinem Leben viel und tief gelitten; aber nichts hat ihm so weh getan wie seine Ausweisung aus der Petersburger Gemeinde. Dafür sind zwei Berliner Berichte, geschrieben kurz vor der Übersiedlung nach Rußland und kurz nach seiner Rückkehr von dort, ein beredtes Zeugnis. Weil sie soviel Persönliches enthalten und Goßners Persönlichkeit, auch sein Äußeres, in lebensvollen Zügen schildern, seien sie mitgeteilt:

„Welch ein lieber, herzlicher Mann Gottes, wie ich noch kaum einen gefunden habe, von solchem Geist und Scharfblick, so voll Mut, Freudigkeit, Demut, Einfach! — Er war in dem neuen Kreise gleich bekannt und zu Hause, ganz Zutrauen, Herzlichkeit und heitere Liebe, mitteilend aus überfließender Fülle des Geistes und Herzens. Überhaupt hat sein ganzes Wesen soviel Ungezwungenes, Natürliches, Fröhliches und Aufgetanes; dabei in allem soviel Kraft und Kern, daß man sich gleich zu ihm hingezogen fühlt und man sich ihm ganz hingeben kann. Es ist auch keine Spur von affektierter und gemachter Manier an ihm, alles ist Wahrheit und Leben, mehr derb und treffend als weich und gefühlvoll, durch und durch gesund.“

Wir spüren es den Worten ab, daß hier die Liebe und die Begeisterung die Feder führen. Und dann heißt es von dem aus St. Petersburg Zurückgekehrten, in vieler Hinsicht Veränderten das andere Mal:

„An Stelle der zarten Innigkeit und Feinheit war

durch den Einfluß der gewaltigen Erfahrungen ein größeres Maß des Geistes getreten, wie es etwa Paulus zwischen den Thessalonicher- und Korintherbriefen empfangen haben muß, aber auch eine rauhere Form. Durch den Schmerz einer gewaltsamen Trennung von einer geliebten Gemeinde tief zerrissen, erschien er wie die Bärin, der man die Jungen geraubt hat. In seinen Zügen war zu lesen: Hinfort mache mir niemand weiter Mühe; ich trage die Malzeichen des Herrn an meinem Leibe (Gal. 6, 16).“

Goßner ist nichts Menschliches fremd geblieben. Einst, in Dirlwang, kommt über den jungen katholischen Pfarrer auch die *Liebe*. Und als damals durch die katholische Presse Bayerns das Gerücht geht, es solle in einer Zeit so vieler Umwälzungen auch die Ehelosigkeit der katholischen Priester aufgehoben werden, da liest Goßner die Nachricht mit brennenden Augen. In seinem Tagebuch stellt er sich, zerquält und zerrissen, immer wieder die Frage, ob er die „gewünschte Verbindung“ eingehen dürfe oder nicht. Einmal schreibt er:

„Das Christentum geht nicht auf die Zerstörung der Natur, sondern des Verderbens. Die Natur ist Gottes Werk, nicht des Teufels. Wenn ich nun des Teufels Werk zerstören will, so muß ich Gottes Werk nicht angreifen. Das Fleisch kriegt nur mehr Gewalt, wenn man dem Leib zuviel tut; denn es wird ein desperater Zustand daraus. Man fängt an, was man nicht hinausführen kann, und fällt greulich zurück; dann lästert die Welt: Seht die schönen Christen!“

Ein anderes Mal nimmt er seine Zuflucht zum Gebet:

„Herr, wenn es eine Versuchung des Fleisches oder des Teufels ist, so zerstöre und zertritt den Satan unter unseren Füßen und gib uns Ruhe und Frieden! — Willst du, daß wir dir allein — *außer* der gewünschten Verbindung — anhängen und mit reiner Liebe und mit reiner Seele dir dienen sollen, so gib uns die

*Gabe* — niemand nimmt sie sich selbst — du gibst sie, sonst wäre es nicht *Gabe*. Willst du jedes ganz nur für dich haben — so nimm, was dein ist und du dir so teuer erkauft hast! Siehe, hier sind wir! — Aber bewahre, bewahre *du* das Deine! — *Ich* kann mich nicht bewahren!“ —

Die Frau, um die es in diesem Kampf geht, Ida Bauberger (häufig auch nur Idda oder *Itta* genannt), ist im Spätsommer 1803 als Haushälterin Goßners in das Pfarrhaus in Dirlewang eingezogen. Ein halbes Jahrhundert ist sie dann bei Goßner geblieben, hat ihn überallhin begleitet und hat alles Leid, alle Verfolgung und alle Schicksalsschläge, allen Kampf, aber auch allen Sieg mit ihm geteilt. Goßner bleibt unverheiratet. Itta wird seine treue Schwester, die neben dem vielbewegten Haushalt, den sie lange Jahre zusammen mit der bayrischen Magd Nanny versieht, auch manche seelsorgerliche Arbeit an Frauen, die Goßner nicht übernehmen kann, übernimmt. Im Äußeren unscheinbar, oft schwer krank und ständig leidend, ist sie, wie eine gute Freundin des Hauses über Itta geurteilt hat, „Goßners milderndes, ausgleichendes Prinzip“. Als sie am 25. Oktober 1850 nach einem solch schweren Leiden, daß selbst die „baumstarken“ Nerven Goßners reißen, heimgeht, steht dieser einsamer denn je da. Ihr ganzes Vermögen vermacht die treue Freundin den Missionsanstalten Goßners.

Warum Goßner nicht geheiratet hat? Nicht, weil er die Ehe geringschätzt oder gar ablehnt. Als sein Freund *Lindl*, römisch-katholischer Priester gleich ihm, in Rußland heimlich heiratet, segnet Goßner diese Ehe ein. Er hat auch später den Schritt seines Freundes, obwohl dadurch auch auf ihn ein schlechtes Licht fiel, nie verurteilt. Wenn Goßner *nicht heiratet*, dann geschieht es aus denselben Gründen, aus denen er in Basel nicht zur evangelischen Kirche übertritt, so sehr es ihn danach verlangte. Goßner kehrt aus Basel als katholischer

Priester in die katholische Kirche zurück, um dort das Evangelium zu verkündigen. Wäre er damals evangelisch geworden, so hätte er die Möglichkeit, seinen katholischen Landsleuten noch einmal das Heil in Christo anzubieten, nicht gehabt; *er hätte sie erst recht nicht gehabt, wenn er geheiratet hätte*. So handelt es sich hier wie dort um ein Opfer, das Goßner um seines Glaubens und *um seines Amtes willen* bringt. Zu derselben Zeit, als sein Freund Spittler in Basel die Hochzeit rüstet, fällt bei Goßner die gegenteilige Entscheidung. Er schreibt an Spittler:

„Hast du noch nicht Hochzeit gehabt? Wie lange noch? Bei mir ist's nun vorbei, ich habe mich entschlossen, ledig zu bleiben, wie St. Paulus wünscht; und der Herr stärke, belebe, bewahre und segne mich! Ohne ihn vermag ich nichts; mit ihm, hoffe ich, soll mir alles möglich werden, *was ich nicht vermessenlich und freiwillig, sondern um seines Verhängnisses willen wagen muß*.“

Gott hat Goßners Wagnis gesegnet. Im Opfer, in der Hingabe, in der Selbstaufgabe findet Goßner mehr und mehr die Erfüllung und Vollendung seines Lebens. „Wenn ich ihn nur habe, laß ich gern mich selbst.“ Unter dieser Parole *lebt* und *stirbt* er. Als er am 30. März 1858 heimgeht, zehn Jahre nachdem er sein Pfarramt an der Bethlehemsgemeinde niedergelegt hat und in sein Gartenhaus am Elisabeth-Krankenhaus gezogen ist, sind *seine letzten Worte*: „*Mein Lämmlein, Jesus Christus, nun ist alles gut, nun bin ich ausgezogen, nun ist kein eigener Faden mehr an mir!*“

Am Karfreitag wird Goßner in der Bethlehemskirche aufgebahrt, am Sonnabend vor Ostern auf dem mit dem alten Jerusalemsfriedhof verbundenen Friedhof der böhmischen Gemeinde neben der Ruhestätte seiner treuen Glaubensgefährtin Itta bestattet.

„Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte“ (Joh. 12, 24).

# Geschichte der Goßner-Mission

## I. Gründungszeit

Herbst 1831: Eintritt Goßners in das Komitee der Berliner Missionsgesellschaft

29. Mai 1833: Predigt bei der Aussendung der ersten fünf Missionare der Berliner Missionsgesellschaft

Seit 1834: Herausgabe des Missionsblattes „Die Biene auf dem Missionsfelde“

1836: Goßners Austritt aus dem Komitee der Berliner Missionsgesellschaft

12. Dezember 1836: Gründungstag der Goßnerschen Mission

## II. Periode der „weltweiten Aussaat“

9. Juli 1837: Erste Aussendung Goßnerscher Missionare nach Australien

1. Juli 1838: Abordnung von Missionaren nach Kalkutta, die Goßner dem Baptisten Start zur Verfügung stellte (Beginn der Ganges-Mission)

Goßnersche Missionare kommen:

1839 nach der Südsee

1840 nach Nordamerika

1842 nach Neuseeland

1845 nach Chatam

1846 nach der Goldküste

1851 nach Java

1852 nach Neuguinea

1854 nach Südafrika

1857 nach den Talau-Inseln

## III. Missionskirchliche Periode: Mission unter den Adivasi (früher „Kols“ genannt)

8. Juli 1844: Abordnung der ersten vier Adivasi-Missionare Schatz, Batsch, Brandt und Janke in der Bethlehemskirche zu Berlin

13. Dezember 1844: Ankunft der Missionare in Kalkutta

2. November 1845: Gründung der Missionsstation Ranchi

9. Juli 1850: Taufe der ersten vier Adivasi

## Gründung der Missionsstationen:

1853 Singhani

1863 Purulia

1867 Chalbassa

1869 Burju

1870 Govindpur

1871 Lohardagga

1873 Takarma

1892 Chalnipur

1895 Gumla und Khutitoli

1898 Chakradharpur

1899 Kinkel

1900 Rajgangpur

1901 Tamar, Tinsukia (Assam) und Jorhat (Assam)

1902 Karimatti

1903 Koronjo

1904 Jharsuguda

1905 Baithabhang (Assam)

1912 Kondra

1916: Vertreibung der deutschen Missionare vom indischen Missionsfeld

10. Juli 1919: Gründung der „Autonomen Evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche von Chota-Nagpur u. Assam“

6. September 1925: Rückkehr der deutschen Missionare aufs indische Missionsfeld und erste Visitation nach dem ersten Weltkrieg

25. Oktober 1934: Gründung der Missionsstation Tezpur in Assam

1935/36 und 1938—1947 (einschl. Internierung) Visitationsreisen von Präses Lic. Stosch

1953/54 Visitationsreise von Missionsdirektor D. Lokies

10. März 1954: Grundsteinlegung des Hospitals in Amgao

In unserer Biographienreihe  
**„Bücher, die das Leben schrieb“**  
erschieden bisher:

Band 1  
Otto Funcke

**Die Fußspuren Gottes in meinem Lebenswege**

In Neubearbeitung herausgegeben von Dr. Friedrich Seebaß  
28. Auflage. 312 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50  
Diese entzückenden Berichte aus einer Welt, die noch nicht  
aus den Fugen gegangen war — in einer bezaubernden Aus-  
stattung herausgebracht —, werden vielen Freude machen.

Band 2  
Friedrich Zündel

**Johann Christoph Blumhardt**

Neubearbeitet von Dr. Heinrich Schneider

16. Auflage. 347 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50  
Das Buch Zündels, das bereits in den achtziger Jahren des  
vorigen Jahrhunderts erschien, hat auch heute noch nichts  
von seiner Bedeutung eingebüßt. In einer Zeit, in der Wun-  
derleugnung und Wundersucht in gleicher Weise unter uns  
Triumphe feiern, führt dies Buch in die Welt urchristlicher  
Kräfte und Realitäten, an denen unsere Kirche so arm ge-  
worden ist.

Band 3  
Friedrich Seebaß  
**Jeremias Gotthelf**

Pfarrer, Volkserzieher und Dichter

XII, 290 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50

Es ist nicht wahr, daß das Werk von Jeremias Gotthelf der  
heutigen Zeit nichts mehr zu sagen hat. Natürlich gehört etwas  
dazu, sich in seine Werke hineinzusetzen. Wer aber dazu  
den Mut gefunden hat, wird von dem kraftvollen Schwarzbrot,  
das er bietet, und der so selbstverständlich anmutenden Gläu-  
bigkeit mitgerissen. Es ist deshalb ein Vorteil, daß die vorlie-  
gende Biographie neben der Lebensgeschichte des Dichters und  
Einführung in das Werk auch zahlreiche glücklich ausgewählte  
Leseproben enthält.

Band 4  
Theodor Kappstein  
**Emil Frommel**

Seelsorger und Menschenfreund

3., durchgesehene Auflage. XII, 275 Seiten  
Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50

Der in hohem Alter noch lebende Verfasser hat Emil Frommel  
persönlich gekannt und in enger Beziehung zu ihm gestanden.  
Das gibt dieser Biographie ihre Frische und Originalität. Die  
Darstellung schöpft aus zwei Quellen: aus Emil Frommels Bü-  
chern und aus dem Schatz der persönlichen Erinnerungen des  
Verfassers.

**BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL**

## Das Lebensbild einer Frühvollendeten



Wilhelm Weber

### Ein Kind des Lichts

13. Auflage (64.—72. Tausend), 144 Seiten. Kartoniert DM 3,—

#### Aus dem Inhalt:

**Werden und Wachsen:** Aus ihren ersten Jahren — Hellsverlangend — Gefahren und Aufklärung der Jugend — Sonnenaufgang — Kinderbekehrung — Seelsorgereinfluß — Im Gnadenstande.

**Zugerüstet und heimgeholt:** Am Wendepunkt ihres Lebens — Wetterzeichen — Näher, mein Gott, zu dir! — „Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt“ — Ihr Kranken- und Sterbebett — Ihre letzten Tage — Erbetene Zeugnistage — Ihr Heimgang — Nachklang.

Lydia Weber, die Tochter des Verfassers und bekannten Evangelisten, fand früh den Heiland und wurde in ihrem kurzen Leben vielen zum Segen. Das Lebensbild will der Verherrlichung Jesu dienen und das Lob seiner Gnade künden. Es möchte vor allem der Jugend bezeugen, daß frühe Gnade ganz besondere Heils- und Lebensgnade ist.

**BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL**



## **Zwei Bücher über Billy Graham**

Charles T. Cook

### **Das ist Billy Graham**

Werden und Wirken eines Evangelisten unserer Zeit

Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Mell

2. Auflage (7.—12. Tausend)

140 Seiten. Kartoniert, mit zweifarb. Schutzumschlag DM 4,—

Aus dem Inhalt:

Wer ist Billy Graham? — Erweckung in Los Angeles — Es geschah in Boston — Der Werdegang des Evangelisten — Ein Evangelist für die Jugend — Das Feuer breitet sich aus — Noch ein wunderbares Jahr — Von Washington nach Neumexiko — An der Front in Korea — Die denkwürdigen Evangelisationen des Jahres 1953 — Was wird aus den Bekehrten? — Rundfunk, Fernsehen und Film — Billy Grahams Mitarbeiter — Das Geheimnis seiner Erfolge. Ansprachen von Dr. Billy Graham: Heiliger Geist und Erweckung heute — „... und hätte der Liebe nicht“ — Siegreiches Leben — Einsam und verzweifelt — Friede auf Erden.

### **Billy Graham**

Ein Evangelist der Neuen Welt

Herausgegeben von Wilhelm Brauer

Geleitwort von Prof. D. Dr. Karl Heim

4. Auflage (31.—40. Tausend)

80 Seiten, mit Kunstdruck-Bildbeilage. Kartoniert DM 2,—

Aus dem Inhalt:

Ansprachen von Dr. Billy Graham: Das Werk eines Evangelisten — Die Evangelischen und die Erweckung — Die Stunde der Entscheidung — Zusammenhalten! — Dies ist Gottes Stunde! — Der neue Lebensweg.

Zeugnisse über Dr. Billy Graham und seine Arbeit:

„Der Wind bläst, wo er will ...“ (P. Wilhelm Brauer) — Stehen wir vor einer Erweckung? (Pfr. Dr. J. F. Laun) — Billy Graham — und wir (Pfr. J. A. Neidhart) — Evangelist Gottes oder Blender? (P. Hagen Katterfeld).

**BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL**

# Zeugen des gegenwärtigen Gottes

## Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbeckener Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

## Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee**, Tante **Hanna**, Mutter **Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

---

---

## Zeugen des gegenwärtigen Gottes

### Band

- 61 W. Dicke: Anna von Borries. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck. Ohm Michel, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: Johannes Wesley. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 88 C. H. Kurz: Georg Müller. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: Alexander Vömel. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer-Lindner: Joseph Simsa. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: Jakob Vetter. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: Johann Heinrich Volkening u. die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: Ludwig Nommensen. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub. Zwei Frühvollendete.

### Band

- 81/82 H. Bruns: Philipp Jakob Spener. Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: Pandita Ramabal. Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: Nicolaus Ludwig Zinzendorf. Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: Johannes Seltz. Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: Amalie Sleveking. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: Johann Arndt. Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt-König: Eduard Graf von Pückler. Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: Fritz Binde. Ein Evangelist von Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: Gerhard Tersteegen. Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: Johann Hinrich Wichern. Der Vater der Inneren Mission.
- 98/99 Bruder Fritz (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes.
- 100 W. Landgrebe: Der Heißdampf-Schmidt (Wilhelm Schmidt). Erfinder und Christ.
- 101/102 H. Lokies: Johannes Gofner. Ein Bekenner und Diener Jesu Christi.

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernstesten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden ist.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

---

---